

Die Weltbühne

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

1905 begründet von Siegfried Jacobsohn

1926-1933 geleitet von

Carl v. Ossietzky

Herausgegeben von Mand v. Ossietzky und

Hermann Budzislowski

19. Okt. 1971

42 xxvi

50 Pfennig

Henryk Keisch: **In Sachen P. E. N.**

A. P. Andrekath: **Ein Halbgott auf Reisen**

Peter Edel: **An zwei Tischen in zwei Welten**

Dieter Dahlke: **Worum geht es in der UNO?**

Ulrich Makosch: **In Malakka**

Lothar Kusche: **Beat und Barock**

Siegbert Kahn: **Lücken in der Bonner Statistik**

Lothar Lang: **Fritz Cremer**

Auf Münchens Nepp-Wiese

von Sebastian Huber

Aus dem Inhalt der letzten Weltbühnenhefte

Nr. 33 Peter Przybylski Schüsse in München
 Ulrich Makosch Neue Töne aus Manila
 Sarah Kirsch/Karl Mickel Georg Maurer
 Tankred Koch Unser Sauerstoff
 Walter Großpietsch Wunder am Bosphorus
 Franz Knipping Ideologie-Monstren
 Joachim Walther Hochsaison
 W. Pomeroy Chamberlains Münchner Berater
 Jürgen Kuczynski Bleivergiftete Kinder
 Matthew Meselson (USA) Biologische Waffen
 Hugo Huppert Theaterbrief aus Wien
 Lothar Lang Im Erfurter Museum

Nr. 34 Peter Theek Der „starke Mann“ im Sumpf
 Pedro Fuentes Die neuen Argentinier
 Burchard Brentjes Das „wilde“ Kurdistan
 Tankred Koch Sehnsucht nach dem Arzt
 H. M. Reifferscheidt Fugger im Maßanzug
 Jürgen Kuczynski Sprechende Zahlen
 Sebastian Huber Die von Thurn und Taxis
 G. Schaffer (London) Heath auf Explosionskurs
 Henryk Keisch Bin ich ein potentieller Mörder?
 Heinz Knobloch Reflexionen

Nr. 35 Sarada Mitra Neue Perspektiven für Asien
 Jürgen Kuczynski Blick in einen kochenden Krater
 Gerhard Rothbauer Bildungsdeutsch
 Manfred Kossok Neuer Ölgigant Ekuador?
 Otto Gotsche Die Einäscherung des Jürgen May
 Felix Mantel Rätsel der Bürokratie
 Günter Hoell Fressendes Kapital
 Peter Przybylski Süchtige Jugend
 Max Frisch Wo die Macht wohnt
 Lothar Kusche Walther Victor

Nr. 36 Arndt-Peter Andrekath .. Der Mord an George Jackson
 Günther Maaß Die Ratlosen
 Ulrich Makosch Colombo hält seinen Kurs
 Friedrich Karl Kaul Ein ungeheuerlicher Fall
 Tankred Koch Kreisläufe und Zusammenhänge
 Pedro Fuentes Blitzkrieg in Südamerika?
 Lothar Kusche Schlagersänger
 Gerhard Baumert Strauß als Erzieher
 Herbert Tucholski .. Erinnerungen an Maler-Kollegen
 Richard Christ Modernes Märchen

Inhalt:

Arndt-Peter Andrekath	Für wen reiste der Tenno?
Dieter Dahlke	Die UNO — keine Seifenblase
Lothar Lang	Fritz Cremer
Ulrich Makosch ..	Malakka — Grabmal des Kolonialismus
Peter Edel	An zwei Tischen in zwei Welten
Lothar Kusche	Beat und Barock auf Berliner Bühnen
Siegbert Kahn	Blick in die Bonner Statistik
Sebastian Huber	Wies'n-Fazit 1971
Henryk Keisch	Reisende in Sachen P. E. N.
Richard Christ	Evelynes Träume

Bemerkungen / Antworten

Für wen reiste der Tenno?

von Arndt-Peter Andrekath

In diesen Tagen hatte eine gewisse Presse wieder einmal ihren Federschmaus: der Tenno auf Reisen. Offenbar angesteckt von der frappierenden Unternehmungslust des irdischen Gottesvertreters in Rom, begab sich der 70jährige Hirohito — 124. Regent in der 2600jährige Kaisergeschichte Japans — als erster der „Halbgötter“ auf dem Chrysanthementhrone außer Landes: Sieben europäische Staaten — Dänemark, Holland, Frankreich, die Schweiz, Belgien, die BRD und Großbritannien — standen für insgesamt 18 Tage auf dem Pogram. Die Visiten waren unterschiedlich deklariert: als „Privatbesuche“ bei Königsfamilien, als „Erholungsstopp“, als offizielle Staatsbesuche. Neben der 68jährigen Kaiserin Nagako und einer Eskorte von 34 Persönlichkeiten aller Ränge, vom Leibwächter bis zum Außenminister, begleiteten den Tenno rund 800 auf „Banzai-Tour“ geschickte Pflichtapplaudierer, die sich, Sonnenfähnchen schwenkend, überall dort einstellten, wo es auf eine Jubelkulisse ankam.

Die bürgerlichen Oberflächenchronisten notierten mit Eifer alles Nebensächliche: Hirohitos Spaziergang mit dem 77jährigen Duke of Windsor (bis zur nicht standesgemäßen Heirat mit Mrs. Wallis Simpson im Jahre 1936 Englands König Edward VIII.) im Pariser Bois de Boulogne; die von den Londonern mit eisigem Schweigen verfolgte Monarchenfahrt im offenen Wagen vom Viktoria-Bahnhof zum Buckingham-Palast; das Spiel der Kapellen; das Schnauben der Pferde; ja auch die Tatsache, daß sich Earl Mountbatten „von Burma“, der 1945 als alliierter Oberbefehlshaber in Südostasien die japanische Kapitulation entgegennahm, beim offiziellen Dinner der Königin zugunsten einer weniger spektakulären Privataudienz hatte verleugnen lassen.

Minder „Schickliches“ wurde von den journalistischen Öffentlich-

keitsdresseuren der Bourgeoisie nur unter dem Strich erwähnt: Die Tatsache zum Beispiel, daß der von Hirohito im königlichen Garten eigenhändig gepflanzte Erinnerungsbaum — eine für diesen Zweck mitgebrachte *Cryptomeria Japonica* — schon am Tage nach der Spatenzeremonie wieder abgehackt und durch einen Kranz ersetzt worden war, der dem Gedenken der in Nippons Gefangenenlagern zugrunde gegangenen britischen Soldaten gelten sollte. Oder auch der mehr als peinliche Umstand, daß sich das Kaiserpaar bei seiner Ankunft in den Niederlanden auf „beinahe höchster Ebene“ — nämlich von einem Kammerherrn — begrüßt sah, weil die Empörung der Holländer angesichts alter Erfahrungen mit dem „Reich der aufgehenden Sonne“ einen protokollgerechteren Empfang nicht ratsam hatte erscheinen lassen.

Boulevardblätter schnalzten im Gleichklang mit seriös aufgemachten Zeitungen voller Rührseligkeit: Der Tenno habe seine Europatournee — erinnerungspralle Reise auf den Spuren eines ersten Ausflugs in den fernen Kontinent, der 1921 von Japans damaligem Kronprinzen an Bord des Schlachtschiffes „Katori“ unternommen worden war — nur deshalb perfekt gemacht, um seine geliebte Gattin einmal über die Grenzen des Inselreiches hinauszuführen, schluchzte es da. Und während das amerikanische Nachrichtenmagazin „Newsweek“ Hirohito als „einen bescheidenen Mann, der zurückgezogen lebt, Gedichte schreibt und allein um die Vervollständigung seiner meeresbiologischen Sammlung bemüht ist“, porträtiert, wollen andere wissen, der Europa-Trip des japanischen Kaisers habe ausschließlich drei Zielen gegolten: Der französischen Kathedrale Notre Dame, der Kleinen Meerjungfrau im Kopenhagener Hafen und einer Dampferfahrt auf dem Rhein zu Füßen des Lorelei-Felsens.

Fegen wir derlei Spinnweben, die sich auf die Pupillen der Leser solcher Geschichten senken sollen, beiseite: Alle Senilität des profillosen Tokioter Monarchen, der vor weniger als drei Jahrzehnten — zumindest pro forma — noch eine der gefürchtetsten Aggressionsarmeen der Neuzeitgeschichte kommandierte, im August 1945 mit stockender, bisweilen schriller Stimme die Kapitulation Groß-Nippons bekanntgab und dann — anders als 28 angeklagte und sieben gehenkte Spitzen seines Regimes unbehelligt geblieben — zunächst einmal in der Versenkung verschwinden mußte, darf über eines nicht hinwegtäuschen: Sein Spaziergang durch Westeuropa ist keine apolitische Schmetterlingsfänger-Exkursion gewesen. Und zwar unabhängig davon, ob Hirohito jenen lübeckhaft mageren Quotienten politischer Intelligenz besitzt, von dem hier und dort zu lesen ist, oder nicht, ging es der dritten Weltindustriemacht Japan darum, ihre Präsenz auch durch den Auftritt jenes Mannes zu unterstreichen, der zwar nicht mehr als Tenno Heika (Himmlicher Souverän an der Schwelle der Götter) bezeichnet werden muß, aber dennoch als „Symbol des Staates“ gilt.

Übrigens, eine Station der Hirohito-Expedition gilt es noch nach-

zutragen. Genau 100 Minuten stand der Düsenklipper DC—8 der Japan Airlines, der seinen 7700-Meilen-Flug von Tokio nach Kopenhagen hier zu einer nächtlichen Auftanklandung kurz unterbrochen hatte, am 26. September auf der Piste des USA-Luftwaffenstützpunktes Elmendorf in Alaskas frostiger Tundra vor den Toren von Anchorage. Als sich der zittrige Hirohito die rasch herangeschobene Gangway hinabstastete, erwartete ihn unten Richard Nixon.

Nach all den Geschichten, die in der westlichen Presse jetzt serviert werden, wollen wir uns im nächsten Heft mit der Geschichte befassen, denn darüber hat man wohlweislich geschwiegen.

Die UNO — keine Seifenblase

von Dieter Dahlke

Der bisherige Verlauf der XXVI. Vollversammlung der Vereinten Nationen läßt die Gegner der Weltorganisation nicht ruhen. Hearst- und Springerleute fahren immer stärkere Kaliber auf und schießen sich auf ein Hauptziel ein: Die UNO segele „im Kielwasser der Kommunisten“. Der Propaganda-Feldzug gegen die UNO begann bereits Anfang der sechziger Jahre. Von diesem Zeitpunkt an veränderte sich in der Tat das Profil der Weltorganisation beträchtlich. Allein die Zahl ihrer Mitglieder hat sich seither nahezu verdoppelt; vor allem weil auf den Trümmern der einstigen imperialistischen Kolonialreiche Dutzende neuer Staaten entstanden. Ihre Mehrzahl verfolgt einen außenpolitischen Kurs antiimperialistischer Prägung. Gleichzeitig wuchs das internationale Gewicht der politischen Hauptkraft unserer Tage, der UdSSR und der anderen sozialistischen Staaten. Die Jahre, da die UNO eine proamerikanische Abstimmungsmaschinerie war, sind unwiederbringlich dahin.

Im Wolkenkratzer am New-Yorker East River ist die Zeit von Erörterungen und Beschlüssen angebrochen, die zum Grund jener Dinge vorstoßen, um die es in der Welt von heute geht — Entspannung, Sicherheit, Frieden. Dafür spricht auch, daß die Grundsatzserklärung des sowjetischen Außenministers Andrej Gromyko Akzente für den gesamten Verlauf der diesjährigen Generaldebatte gesetzt hat. Fast jeder der über hundert Redner hat sich in dieser oder jener Weise zu den sowjetischen Vorschlägen für eine Verbesserung des internationalen Klimas geäußert. Damit segeln sie nicht etwa, wie unterstellt, „im Kielwasser der Kommunisten“. Es gibt vielmehr verschiedene Gründe: Die Repräsentanten der sozialistischen Staaten vertreten ihre gemeinsam konzipierte Friedenspolitik im Geiste der Moskauer Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien vom Juni 1969, im Geiste der Beschlüsse des XXIV. Parteitages der KPdSU vom März dieses Jahres, des Krintreffens führender Persönlichkeiten im August und anderer Konsultationen. Die Abgesandten der national-revolutionären Befreiungsbewegung sehen in einer Welt ohne Krieg die wichtigste Voraussetzung einer rascheren Entwicklung ihrer Länder, und die Diplomaten einzelner kapitalistischer Staaten, in denen

auch realistischer denkende Kreise der Bourgeoisie die friedliche Koexistenz als historische Chance begreifen und auf die Regierungspolitik Einfluß haben, können und wollen nicht an Möglichkeiten der Entspannung vorbeigehen.

Dennoch bleibt natürlich illusionsfrei festzustellen, daß auch heute noch der Begriff „United Nations“ — Vereinte Nationen — mehr ein Programm als ein treffender Name ist. Eine breite Rolltreppe trägt die Delegationen der nun schon über 130 Mitgliedsländer zwar täglich aus der Dunstglocke des gräßlichen New-Yocker smog in den perfekt klimatisierten Plenarsaal, aber sie erhebt sie nicht über die Realitäten der politischen Konfrontation. Auch hier findet Klassenkampf statt. Die Vereinten Nationen sind getrennt durch die politische Grundhaltung ihrer Mitglieder, getrennt durch den Grundwiderspruch unserer Zeit, den unaufhebbaren Klassengegensatz zwischen Sozialismus und Imperialismus. Da ist kein einziger der 97 Punkte auf der im Lenkungsausschuß mühsam ausgehandelten und vom Plenum beschlossenen Tagesordnung, hinter dem sich nicht ein erbittertes politisches Ringen verbirgt. Zu den wichtigsten gehören die Debatte über die Verwirklichung der „Deklaration zur Festigung der internationalen Sicherheit“, die von der vorjährigen Vollversammlung auf Initiative der sozialistischen Länder angenommen wurde, und der Vorschlag der Sowjetunion, eine Weltabrüstungskonferenz abzuhalten. Den Fragen der Abrüstung sind außerdem elf weitere Tagesordnungspunkte gewidmet. Darunter befinden sich die über das Verbot der chemischen und biologischen Waffen sowie über die dringende Notwendigkeit, die unterirdischen Kernwaffenversuche einzustellen. 25 Tagesordnungspunkte befassen sich mit dem Kampf gegen imperialistische Aggressionskriege und gegen den Rassismus, einschließlich Nazismus, sowie mit dem Kampf für die Beseitigung der Überreste des Kolonialismus.

Die Anziehungskraft der sowjetischen Grundsatzerklärung besteht darin, daß sie keiner dieser brisanten Fragen ausweicht. Der Sozialismus als staatliche und gesellschaftliche Ordnung braucht den Frieden, der zugleich im Interesse aller Völker liegt. Entspannung und Abrüstung sind die Schlüssel zum Wohlstand in der ganzen Welt, denn das Wettrüsten verschlingt gewaltige materielle Ressourcen — mehr als 200 Milliarden Dollar im Jahr. Selbst die Entwicklungsländer geben für ihre Armeen jährlich 27 Milliarden Dollar aus. Diese Summen einem besseren Leben der Menschen nutzbar zu machen ist von weit größerer Bedeutung als alle „rein ökonomischen“ Erwägungen, die von einer Reihe neutraler Staaten stärker in den Vordergrund der diesjährigen Vollversammlung gebracht werden sollen.

Der Grundwiderspruch unserer Zeit klafft nicht zwischen „armen und reichen Staaten“, nicht zwischen „Nord und Süd“, sondern zwischen Sozialismus und Imperialismus, zwischen den internationalen Kräften des Friedens und denen des Krieges. Ökonomische Zusammenarbeit und Entwicklungshilfe sind wichtig und tragen zum Frieden bei, aber ihr Gedeihen setzt Entspannung und Abrüstung voraus. Davon geht die außenpolitische Strategie der sozialistischen Staaten aus. Ganz offensichtlich aus diesem Grunde hat Außenminister Gromyko im Zusammenhang mit dem Vorschlag einer Weltabrüstungskonferenz und seinen An-

regungen zu einer höheren internationalen Wirksamkeit der UNO im ersten Teil seiner Rede nachdrücklich die Einstellung aller Kriegshandlungen in Südostasien und im Nahen Osten gefordert. Bruch der Charta der Vereinten Nationen und Mißachtung ihrer Beschlüsse durch die imperialistischen Staaten sind gerade in diesen Teilen der Welt eklatant. Ein besonders drastisches Beispiel: das von seinen Hintermännern in Washington, London und Bonn ausgehaltene Regime in Tel Aviv hat — wie der syrische Außenminister in der Generaldebatte nachwies — seit dem Junikrieg 1967 nicht weniger als 54 Resolutionen und Beschlüsse der Vollversammlung und der UNO-Spezialorganisationen mißachtet.

Mit den Fragen der Wirksamkeit und internationalen Autorität der Weltorganisation ist auch ihre Universalität untrennbar verbunden. In der sowjetischen Grundsatzserklärung spielt deshalb auch die Forderung eine Rolle, die Volksrepublik China in die Rechte einzusetzen, die ihr in der UNO zustehen und durch die Mitgliedschaft des Tschiang-Kaischek-Regimes vorenthalten werden. Die Diskussionen darüber werden in diesem Jahr lebhaft sein, wobei die sozialistischen Staaten bereits zu verstehen gegeben haben, daß sie mit allem Nachdruck gegen die „Zwei-China-Theorie“ auftreten, mit deren Hilfskonstruktion vor allem die USA ihre Statthalter von Taiwan in der Weltorganisation halten wollen.

Anders liegen die Dinge im Hinblick auf die von der UdSSR und den anderen sozialistischen Delegationen geforderte Aufnahme der DDR und der BRD in die Vereinten Nationen. Hier geht es — was die UNO-Mitgliedschaft betrifft — nicht um das Verhältnis dieser beiden Staaten zueinander oder zu dritten, sondern um die einfache Anwendung des Universalitätsprinzips auf unabhängig voneinander bestehende Subjekte des Völkerrechts. Das gilt auch für jede Form der Mitarbeit und Mitgliedschaft der DDR in allen Spezial- und Unterorganisationen der Vereinten Nationen, vor allem im Hinblick auf die Teilnahme an der bevorstehenden internationalen Konferenz über den Umweltschutz.

Die XXVI. Vollversammlung der Vereinten Nationen steht also vor einer Vielzahl von Problemen. Niemand kann ihre vollständige Lösung schon jetzt erwarten. Bilaterale und multilaterale Verhandlungen werden die Debatte begleiten, in sie einmünden. Impulse von ihr erhalten. Die neue große Friedensoffensive der UdSSR, die von den Beschlüssen des XXIV. Parteitages der KPdSU ausgegangen ist, hat vieles in Bewegung gebracht — innerhalb und außerhalb der UNO. Sie konzentriert sich dabei auf das Wesentliche in der Vielfalt des internationalen Geschehens — gleichsam auf neuralgische Punkte, deren Diagnose und Therapie heilsam für viele weitere Erscheinungen sind. Gromykos Rede war keine unverbindliche tour d'horizon, sondern zielte auf einen konkreten Beitrag der UNO zur Lösung der Hauptfragen, die vor der Menschheit stehen.

„Der Sowjetunion kommt es darauf an, daß die UNO wirksam ist und Autorität hat, daß sie sich tatkräftig um Frieden und Sicherheit bemüht. Die Sowjetunion unterstützt diese Tätigkeit der UNO“, hatte Leonid Breschnew anlässlich des 25. Jahrestages der Weltorganisation erklärt. Das neue Kräfteverhältnis in der Welt und seine immer stärkere Reflektierung in der UNO rechtfertigen trotz aller ihrer Unzulänglichkeiten und

Schwächen diese Wertschätzung der Vereinten Nationen. Sie werden nicht das Schicksal des einstigen Völkerbundes teilen, der „sich als eine Seifenblase erwies, die sofort zerplatzte, weil seine Grundlage das kapitalistische Eigentum war“ (Lenin). Heute ist der Einfluß des Sozialismus und aller Friedenskräfte in der Welt so groß, daß die von Lenin entwickelten und von der jungen Sowjetmacht auch gegen den von imperialistischen Räubern beherrschten Völkerbund verteidigten Prinzipien der friedlichen Koexistenz zu Grundmotiven der Charta der Vereinten Nationen werden konnten — friedliches Zusammenleben der Staaten, Völkerrechtswidrigkeit von Aggressionen, Gleichberechtigung großer und kleiner Länder in der internationalen Arena. Die formale Anerkennung dieser Prinzipien muß durch ihre tatsächliche Beachtung und Einhaltung in allen Fällen ergänzt werden.

Hier stößt die UNO noch häufig an die Grenzen ihrer Macht, nicht nur im Nahen Osten. Aber ihr Einfluß wächst. Dafür bürgen die Macht und die Entschlossenheit der Friedenskräfte, und davon zeugen nicht zuletzt die wütenden Attacken ihrer Gegner. Die UNO ist kein nutzloser Debattierklub, sondern ein wichtiges Forum der Auseinandersetzung um Grundfragen unserer Zeit. Die UNO „segelt nicht im Kielwasser der Kommunisten“, aber ihre Wirksamkeit im Dienste des Friedens wächst — vor allem dank der Aktivität jener Staaten, die bereits auf dem Wege zu Sozialismus und Kommunismus sind.

Fritz Cremer

von Lothar Lang

Wir saßen an einer Tafel, die zu Ehren des Malers Bernhard Kretzschmar reich gedeckt war. Der Dresdener genoß die Runde und erwies sich als Erzähler unschlagbar. Als er über einen Besuch bei Josef Hegenbarth in einer Weise plauderte, die uns alle zum Lachen trieb, war der Höhepunkt des Abends erreicht. Und je lauter wir lachten, um so mehr steigerte sich Kretzschmar, gab Details zum Besten, würzte die Rede mit kuriosen Erfindungen, verebbte schließlich in Wiederholungen. Nur Fritz Cremer lachte nicht, wenigstens nicht sichtbar. Er kennt den Maler schon viele Jahre, war mit ihm und Bert Heller und Werner Klemke 1954 in China gewesen. Der Bildhauer saß da, klein, fast unscheinbar, grau gekleidet, ohne Pretiosen und Meriten, zog den Kopf an den Körper, so daß das Kinn auflag, und blickte von unten her zu Kretzschmar hinüber, wach, bereit zum Wortwechsel. Aber auch er konnte das Lachen, das der gestenreich plaudernde und sich spreizende Maler verursachte, nicht länger unterdrücken. es kam von innen, nur die Augen ließen es frei und manchmal der Mund, der sich dann breit über dem Kinn spannte.

Wir verabredeten an diesem Abend einen Atelierbesuch.

Fritz Cremer hat seine Werkstatt am Pariser Platz in Berlin, obgleich dieser Platz seit 1945 nicht mehr existiert. Das Gebäude, wel-

ches der Deutschen Akademie der Künste gehört und neben dem großen Bildhauer-Atelier auch die Druckwerkstatt, Räume für Meisterschüler und für technische Abteilungen und wissenschaftliche Archive beherbergt, schließt sich an das Hotel „Adlon“ an, oder genauer gesagt: an dessen aus den Bombennächten des Hitlerkrieges übriggebliebenes Hinterhaus. Wer durch das Fenster des Ateliergebäudes blickt, sieht auf die Staatsgrenze, die das Haus, dicht am Brandenburger Tor, umschließt. Der Pariser Platz war einstens einer der schönsten Punkte Berlins, an ihm hatte auch Max Liebermann sein Stadthaus, das noch im gediegenen Schinkel-Stil erbaut war.

Der große Oberlicht-Raum, der Cremer als Atelier dient und den er mit aus den Trümmern wiederaufgebaut hat, war früher ein Ausstellungssaal der alten Preußischen Akademie der Künste, die ja an eben diesem Pariser Platz ein würdiges Domizil hatte. Der Raum hat mithin Geschichte, man könnte von berühmten Ausstellungen sprechen oder von Begebenheiten wie der aus dem Jahre 1936, da der junge Fritz Cremer in genau diesem Saal, in dem er heute arbeitet, einen großen Preis erhielt, der ihm ein Jahr Aufenthalt in Italien ermöglichte, und wo er dem verdutzten Reporter des Rundfunks auf die Frage, was er von der Zukunft erhoffe, erwiderte: „Eine weitere Unabhängigkeit und Freiheit für die Kunst und, wenn es sein muß, für acht Mark zwanzig Arbeitslosenunterstützung.“

Wer jetzt den Raum betritt, kann seine Vergangenheit nicht ahnen. Es ist ein großes Atelier, vollgestellt mit gipsernen Figuren, Bronzen, plastischen Entwürfen, vieles davon ist weithin bekannt geworden. An einer Längswand hängen Totenmasken der in Hamburg von den Nazis hingerichteten Antifaschisten, darunter die von Fiete Schulze. Wie die Masken an diese Wand gekommen sind, ist bereits wieder eine erzählenswerte Geschichte für sich. In der Mitte des Saales steht die jüngste Arbeit, das große Modell der für Karl-Marx-Stadt bestimmten Figur des „Galilei“, die in Leningrad gegossen werden soll, und welche von einer kunsthistorischen Dame bereits zum Monument hochstilisiert wurde. Unübersehbar, am Eingang gleich, eine satirische Collage, geklebt aus neunmalklugen Kunstrezensionen, die heute niemand mehr glauben möchte, und darüber die Zeichnung eines kräftig ausschlagenden geflügelten Pferdes, das wir als Pegasus sattsam kennen. Mithin weiß der Eintretende, was Cremer, dessen streitbar-kämpferischer Geist – Sandberg hat ihn einmal als angriffslustigen Stier gezeichnet – ebenso bekannt wie gefürchtet ist, von der Kunstkritik hält. Der Besucher wird in der Regel in ein durch Stellwände und Regale vom Saal abgegrenztes Geviert geführt, in dem Cremer zeichnet, lithografiert, liest. Viele Zeichnungen liegen hier umher, Aquarelle stehen an den Wänden, die im übrigen von den Plakaten seiner Ausstellungen bedeckt sind. Berge von Fotos erheben sich auf den Tischen, Bücher sind in ein Regal gestopft und liegen überall rum. Ein Tisch ist auch da und wohl zwei oder drei Stühle. Kein vornehmes Refugium, kein Ort zum Ausruhen. Üblicherweise betritt ihn der Bildhauer vormittags gegen

neun Uhr, um ihn erst in der fünften Stunde am späten Nachmittag zu verlassen. In den Pausen seiner Arbeit diskutiert er mit Meisterschülern der Akademie, mittags geht er in den Club der Kuiturschaffenden essen, die Otto-Nuschke-Straße ist keine zehn Minuten entfernt. Fritz Cremer bekommt viel Besuch, manchmal mehr als ihm recht ist. Brecht war hier und Strittmatter und viele Ausländer, zuletzt erst Simonow.

Ich frage, woran er nach dem „Galilei“ arbeiten wird. Er möchte Brecht machen, sitzend, unheroisch. Es existieren bereits plastische Entwürfe. Aber Cremer weiß noch nicht recht, ob er seinen Plan tatsächlich ausführen wird. Die Auseinandersetzung mit Bertolt Brecht, sie ist im Werk seit 1948 zu sehen, ist für Cremer ein Lebensproblem. Der Bildhauer identifiziert sich mit der Kunsttheorie des Stückeschreibers, mit seiner Auffassung von der Aktivität des Betrachters, dem man nichts Fertiges vorsetzen dürfe, sondern zum selbständigen Denken führen müsse. „Der Betrachter soll selbst zu den richtigen Schlüssen kommen. Wir dürfen ihm nicht vorkauen“, sagt der Bildhauer, der ins Dozieren gerät. Er spricht mit Nachdruck, leidenschaftlich. Seine Worte kommen aus dem tiefen Verständnis von Kunst und künstlerischem Schaffen, sie sind getragen von einer Verantwortung, der es ebenso ernst ist um die sozialistische Kunst wie um den Menschen in der sozialistischen Gesellschaft. Cremer sagt, seine Gedanken sprunghaft entwickelnd: „Je älter ich werde, desto mehr meine ich, daß der Betrachter unserer Arbeit der eigentliche Held ist und nicht die Figur, die wir in unseren Plastiken oder Gemälden darstellen. Aber wir reden vom neuen Menschenbild. Ich weiß nicht, was das ist. Aber ich glaube an die Kraft der Menschen, die unsere Kunst betrachten, die uns produktiv gegenüber treten. Sie verändern sich übrigens ständig. Wir müssen ihnen helfen, durch unsere Arbeit selbst zu Erkenntnissen zu kommen. Das kann die Kunst. Ihre Aussagen sind gedanklich kontrollierbar.“ So also spricht Cremer, Jahrgang 1906, der Bildhauer, der unsere Kunst durch solche Werke wie das Buchenwald-Denkmal oder die Müttergruppe für die Gedenkstätte Ravensbrück, durch das Mahnmal „Mutter Deutschland“ oder durch das Brecht-Porträt von 1956 nicht nur bleibend bereichert und das Ansehen der sozialistischen Kunst unserer Republik im Ausland (er hatte Ausstellungen in Wien, Oslo, Stockholm, Kopenhagen und Moskau) befestigt hat, sondern der mit seinem Werk auch half, Wert und Maß unserer realistischen Kunst auf neue Weise zu bestimmen.

Wir treten vor das Gipsmodell seiner Galilei-Plastik. Die Gestalt erhebt sich kniend auf einem Scheiterhaufen, reckt sich hoch auf. Cremer hat in der Figur einen bärtigen, etwa siebzigjährigen Mann gegeben, halb blind, dennoch überlegenen Ausdrucks. Die Figur assoziiert eigentlich nur durch die Armbewegung Galilei, sonst auch Giordano Bruno, der auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, und Bertolt Brecht. Die rechte erhobene Hand Galileis schwört ab, aber die Linke weist auf eine (in dem Entwurf noch nicht sichtbare) vergoldete Sonne, um die sich die Erde bewegt (sie wird später als

Mobile montiert) und drückt damit aus, daß sich die Erde eben doch bewegt. Cremer dazu: „Die Geste des Widerrufs habe ich bewußt übertrieben, damit sie den Abschwur wieder aufhebt und ins Gegenteil umschlägt, also: ich schwöre euch, sie bewegt sich doch.“ Der Bildhauer sagt mir, daß ihn die historisch getreue Figur des Galilei, nach zeitgenössischen Stichen oder anderen bildlichen Darstellungen etwa, nicht interessiert habe. „Ich wollte in der Figur die in der Wissenschaft innewohnenden Widersprüche, ihre Siege und Niederlagen ausdrücken.“ Da der Kopf der Plastik, trotz des Bartes, an Brecht denken läßt, will ich über diese Beziehung mehr wissen. „Ja“, sagt er, „Brecht und die Galilei-Aufführung im Berliner Ensemble mit Ernst Busch in der Hauptrolle haben mich sehr angeregt. Ich habe das Stück oft gelesen. Auch die Bücher, die Ernst Schumacher über Brecht geschrieben hat, und vieles andere.“

In der Nähe des Modells liegen viele Zeichnungen, die mit dem Galilei-Komplex etwas zu tun haben. Cremers größere Arbeiten entstehen ja immer in der Wechselwirkung zwischen Zeichnen und Modellieren. Da ist, zum Beispiel, der abschwörende Galilei vor der Atombombe dargestellt. Ein anderes Blatt zeigt den sitzenden Naturwissenschaftler, jedoch in der Physiognomie Brechts, wie er mit überlegener Geste auf das Fernrohr weist. Es gibt Zeichnungen vom Papst Urban, von Einstein und Oppenheimer, immer mit der Bombe im Hintergrund, auch Giordano Bruno wurde aufs Blatt gebracht. Fritz Cremer kann mir nicht sagen, wie viele Zeichnungen im Arbeitsprozeß dieses großen Galilei-Komplexes entstanden sind. Er will das Material aber zu einer Folge handlicher Lithografien zusammenfassen.

Gegen Ende meines Besuches bitte ich Cremer, er möchte versuchen, seine Plastik selbst einmal zu interpretieren. Er überlegt nicht lange: „Meine Galilei-Plastik will Dramatik und Schönheit, Tragik und Freude, also Negatives und Positives, ausdrücken. Den eigentlichen Kern der Aussage muß der jeweilige Betrachter selbst finden. Das ist ja überhaupt der Sinn meiner Arbeit. Ich will gedanklich nichts vorwegnehmen, was meine Betrachter selbst finden könnten. Aber ich will sie zum Denken herausfordern. Ich ziele auf die Verantwortung aller Menschen in der Gesellschaft, und darauf, daß die Welt im ständigen Prozeß ist, veränderbar von denen, die ihre Bewegungsgesetze erkannt haben.“

Cremer arbeitet an der Plastik seit etwa 1968. Allein die seither entstandenen Zeichnungen und Lithografien würden eine stattliche Mappe füllen. Sie zeigen, wie das plastische Werk, daß dieser Künstler seine Kraft aus der ständigen Gegenüberstellung mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit gewinnt. Gerade dadurch ist er zu einem der ersten Bildhauer unserer Republik geworden, zu einem Künstler, der in der Geschichte der deutschen Plastik unverloren sein wird und der die Tradition der Berliner Bildhauerkunst, von Schlüter bis zu den Meistern unserer Tage, um eine neue Qualität, um die sozialistische, bereichert hat.

Malakka — Grabmal des Kolonialismus

von Ulrich Makosch

Malakka, das ist eine typisch malaiische Stadt. So sehen hier in Westmalaysia viele Städte aus, nur sind sie nicht so groß, auch haben die anderen nicht die alten Ruinen, die Malakka dem Besucher vorzuweisen hat. Doch der Grundriß, die Bauweise der zumeist einstöckigen Häuser, die Basare, die Rasthäuser und die aus der Vergangenheit übriggebliebenen Clubs, das gleicht sich ziemlich, und der Geruch, den man den „Geruch Asiens“ nennen könnte: Abfälle und stehendes Wasser, überreife Früchte und Gewürze des Landes, Duft aus Garküchen mit einer Kompanie von Duftarten, deren Hauptmann Knoblauch heißt.

Warum heißt die Stadt, die dem Seeweg zwischen den Küsten Malaysias und Sumatras ihren Namen gegeben hat, Malakka?

Ein Rikschafahrer, der in der Mittagshitze vor der Porta di Santiago, von der auch wirklich nur noch das Tor übriggeblieben ist, auf Kunden lauert, bemüht sich, mein Interesse zu stillen: Als der legendäre Parameswara aus Singapur floh, kam er in diese Gegend, die als fruchtbar bekannt war. Er lehnte sich gegen einen Baum und sah zu, wie seine Hunde Wasserratten jagten. Eine der Wasserratten nahm den Kampf auf und stieß einen Hund ins Wasser. „Wenn hier schon die Wasserratten so tapfer sind, wollen wir uns hier niederlassen, entschied der Held Parameswara. Ihm fehlte jedoch ein Name für die künftige Stadt. So fragte er nach dem Namen des Baumes, gegen den er lehnte — es war ein sogenannter malaka-Baum. Der Name war gefunden. Ich will keineswegs einen Streit mit deutschen Geographen vom Zaune brechen, die für alles ihre festgelegte Schreibweise haben, aber zu meinem großen Vergnügen habe ich hier ohne viel Suchen sehr verschiedene Schreibweisen für Malakka gefunden, die alle im Schwange sind, weil es die Leute hier nicht so sehr kümmert, und weil sie ohnehin wissen, wo sie wohnen, oder viele auch, wo sie hausen. Melaku. Malaku, Malacca und Malakka, gleichviel, gemeint ist immer dasselbe.

Händler kamen, die Stadt wuchs zu einem der bekanntesten Handelsplätze Asiens. Aber diese Zeiten sind längst vorüber. Malakka hat heute einen langsamen Puls. Von den Veränderungen, die sich vielerorts in Westmalaysia vollziehen, ist hier kaum etwas zu spüren. Halt, ich muß mich korrigieren: Als ich allerdings in der Jonkers Street einen alten malaiischen Kris erhandeln wollte, zeigte sich: Die Preise sind schon verdorben, verdorben von amerikanischen Touristen, wie neben mir ein zweiter Besucher der alten Stadt mißmutig feststellte. Gehandelt wird nicht. Malaian handeln überhaupt selten. Lieber verkaufen sie nicht, auch wenn sie dadurch auf ihren Waren manchmal sitzenbleiben. Auch gut.

Vor der Porta di Santiago zwei alte Kanonen; auf einer sitzt ein Mädchen mit dem kleinen Bruder und sammelt liebevoll die

Läuse von dessen Kopf. Keinen Respekt vor der martialischen Vergangenheit!

Die alten Steine von Malakka haben aber ihren Kurswert für viele Bewohner, denn merkwürdigerweise zieht es die wenigen Besucher der Stadt immer zu diesen Ruinen. Also sammelt sich hier allerlei Volk. Von meinem Rikschafahrer, der mit mir einen Exkurs in die Geschichte machte, habe ich schon erzählt. Andere verkaufen Postkarten, die manchmal so alt wie die Ruinen selber zu sein scheinen. Erdnüsse und Früchte werden angepriesen. Jemand bietet sich als Führer an, ab und zu wird auch gebettelt.

Malakka wurde von den Portugiesen zur Festung gemacht. Alfonso D'Albuquerque griff die Stadt 1511 an. Von ihm stammt der Ausspruch: „Wenn wir den Handel in Malakka von den Moslems übernehmen, so werden Kairo und Mekka vollkommen ruiniert, und selbst Venedig wird bedeutungslos werden, denn die Venezianer müssen dann in Portugal kaufen.“ Die Schlacht dauerte neun Tage, die Malaien wehrten sich, sie kämpften auf Elefanten, aber nach neun Tagen waren sie besiegt. Ein Jahr später stand die große Festung. Geblieben ist heute nur noch das alte Tor, Porta di Santiago, rote Steine, gesperrt für das Publikum, ein Gitter davor, aber die hintere Tür ist offen, gelegentlich uriniert einer der einheimischen Bewohner heimlich im Tor.

Die Steine überliefern mehr als nur den Verfall des portugiesischen Kolonialismus: Ein Grabstein des Herrn Mansur Shah ist zu finden, der Malakka regierte, bis er 1477 starb. Er hat der Nachwelt die Inschrift hinterlassen: „Die Welt ist vergänglich. Die Welt hat keine Beständigkeit. Die Welt ist nichts anderes als ein Spinnennetz.“ Der Cheng Hoon-Tempel ist der älteste Tempel in Malaysia, er stammt aus dem siebzehnten Jahrhundert, und auch hier ein Stein, gewidmet der Erinnerung an den berühmten chinesischen Admiral Cheng Ho, der Anfang des 15. Jahrhunderts mit seiner Flotte nach Malakka segelte; fortan stand Malakka unter chinesischem Schutz, wenn man es so nennen darf. Cheng Ho trug den vornehmen Beinamen „Der Eunuch mit den drei Edelsteinen“, was nun allerdings schwer zu deuten ist.

Bukit China erinnert an die Periode der chinesischen Besiedlung. Bukit China soll der größte chinesische Friedhof außerhalb Chinas sein, hier ruhen die ersten chinesischen Siedler unter jahrhundertalten Grabsteinen.

Die St. Paulskirche liegt auf einem ziemlich hohen Hügel. Ich überlege lange, ob ich mich da hinaufmühen soll, aber schließlich siegt die Neugier: Wieder Steine, die Mauer der 1521 gebauten St. Paulskirche. Alte Grabplatten mit portugiesischen Namen, die längst vergessen sind, stehen dahinter. Der Führer sagt: „Hier war St. Francis Xavier begraben, bevor seine Überreste nach Goa übergeführt wurden.“ Der Heilige Francesco Xavier, ein Jesuit aus Navarra, wird als Apostel Indiens bezeichnet. Er starb 1552 auf einer Insel vor der chinesischen Küste. Was man so alles erfahren kann auf diesem Hügel...

Ich wende mich um und sehe unter mir die Stadt, dahinter die Flächen der Reisfelder — Malakka ist die Reisschüssel Malaysias — und schließlich spiegelglatt die Straße von Malakka, in der einige Frachter ankern. Unten liegt die Heeren Straße, da liegt das Stadthuys, jetzt als Verwaltungszentrale benutzt, Rudimente der holländischen Vergangenheit, die Malakka nach der portugiesischen Periode heimsuchte. Der alte Friedhof ist auch vielen der Holländer zur letzten Ruhestätte geworden, die diesen fruchtbaren Landstrich für die niederländische Krone ausplünderten, ebenso wie das benachbarte Indonesien. Hier liegen nebeneinander portugiesische Offiziere, holländische Verwaltungsbeamte und britische Soldaten.

Malakka ist ein Grabmal des Kolonialismus. Dieses Kapitel ist für die 500 000 Einwohner der Stadt an der großen Wasserstraße Asiens endgültig abgeschlossen, Malakka ist heute höchstens noch ein riesiges Lehrbuch für die Geschichte des Kolonialismus in Südostasien, eine Stadt zwischen Singapur und Thailand, Teil eines großen Landes, das den Weg fortschrittlicher Veränderungen zu beschreiten begonnen hat, über die mehr zu berichten vielleicht in einer der kommenden Wochen von hier Gelegenheit sein wird.

An zwei Tischen in zwei Welten

von Peter Edel

Sonderbar, wie man zuweilen an einen Menschen erinnert wird — nach Jahrzehnten, in deren Verlauf sein Name und Werk hier und da wieder auftauchten und besprochen, wieder verlegt, veröffentlicht, freundlich willkommen geheißen wurden und abermals verschwunden sind: einer aus der langen Reihe von Gesichtern und Gestalten, die — untrennbar, so schien's — zu jenem alten, sehr alten Berlin gehörten, das nur noch in Historien und Kunstwerken weiterlebt. Und dann eine Notiz in der Weltbühne, ein paar Worte aus der Feder des Mannes, eine kleine Ausstellung im Märkischen Museum — und das Gedächtnis sagt: Du auch, du hast ihn ja wahrhaftig auch noch gekannt, diesen Georg Hermann...

Hundert Jahre also wäre er geworden dieser Tage? Bist selber bei der Hälfte angelangt, leicht abgelagert, wie er geschrieben haben würde, und entsinnst dich gerade deswegen deiner Jungentage, erzählst es und möchtest es dabei bewenden lassen. Indes, die Wb-Redaktion meint: Na, wie wär's denn? Paar Episoden? Vielleicht, mal sehen —, denkst also nach: ja, wie war's denn und wo?

*

Irgendwann, bevor er sein geliebtes Berlin verlassen mußte, 1932 hast du ihm gegenübergesessen am Marmortischchen eines kleinen Caféhauses in der Wilmersdorfer Straße, gelangweilt die „Berliner Illustrierte“ durchblätternd; elf Jahre alt an der Seite deines Groß-

vaters, der auch Erkleckliches zur Schilderung und Zeichnung des bürgerlichen Berlin von dunnemals beigetragen; hast dagesessen und vernommen, „dieser Onkel“ sei der berühmte Schriftsteller Hermann, der „Jettchen Gebert“ und den „Kubinke“ geschrieben habe. Na, und ... Gelesen hatte ich's ja nicht, aber die Illustrationen kannte ich schon, sagte also beflissen höflich ach ja? Und bekam von jenem „Onkel Hermann“ noch eine Nußtorte zusätzlich spendiert. Derweil — das weiß ich noch genau — stolzierte ein SA-Mann am Caféhausfenster vorbei. Die beiden für mich damals bereits alten Männer schwiegen plötzlich, sahen hinaus, sahen sich an ... Nach länger Pause sagte mein Großvater: „So was läuft nu rum wie mit 'ner unsichtbaren Pfauenfeder im Arsch!“ Gallig bitter kam das heraus, so böse drastisch, daß ich — mein Herr Opa pflegte sich ansonsten überaus gewählt auszudrücken — einfach nicht lachen konnte. Und Georg Hermann: „Machen Sie's doch sichtbar, Edel, zeichnen Sie's so; warum zeichnen Sie eigentlich nicht mehr?“ Kopfschütteln. „Will nicht, kann nicht mehr!“ Und wiederum Hermann, als wolle er ihn trösten: „Nu ja, nu schön, so was läuft noch rum, aber das läuft sich tot, können Sie Gift drauf nehmen. Arme Irre, 'n paar Verrückte. —“

Mehr hab ich nicht behalten, hab nicht weiter hingehört, viel zu jung noch, um zu begreifen oder auch nur zu ahnen, welche Tragödie sich da ankündigte, welche Unsumme von Illusionen, Nicht-glauben-Können, Nicht-wissen-Wollen jene scheinbar banalen, durch einen Zufallsblick ausgelösten Sätze der beiden „Alten“ bargen. Ich wollte ins Kino um die Ecke. Bekam nach etlichem Drängeln auch die Mark und vom „Onkel Hermann“ am Büfett noch was zum Knabbern auf den Weg. Ein saches Streicheln übern Kopf. „Amüsier dich gut, mein Jungchen. Nächstes Mal komm ich mit.“ Amüsier dich ... 'n paar Verrückte ... Gift drauf nehmen ... läuft sich tot ...

Er kam nicht mehr mit, und mein Großvater starb noch vor ihm am Giftrauch des Irrsinns, dessen bedrohliche Personifikation, braungelb und golden betrefst, am Fenster vorübergeschritten war, das einige Jahre später in der „Kristallnacht“ zu tausend Scherben splitterte. Zwölf Jahre „Totlaufen“. Und totgeschwiegen mit so vielen auch der Mann, der den „Kubinke“, den „Grenadier Wordelmann“, den „Rosenemil“, den „Etruskischen Spiegel“, „Die Nacht des Dr. Herzfeld“ und „Eine Zeit stirbt“ geschrieben hat; verschollen. flüchtig wie der Kinderblick in zwei gute Augen. Bis eines Tages ...

*

Da war ein alter Schauspieler, Josefi hieß er wohl, ein Komödiant im Häftlingsdrillich, der gleich mir die Auschwitz Gefangenen-Nummer auf dem Arm trug. Eine knappe Zeit lag er neben mir auf der Pritsche, konnte ganze Seiten vom Georg Hermann auswendig, und manchmal hat er uns zum Lachen gebracht, wenn er den Emil Kubinke, die Hedwig, die Emma urberlinisch, gleichwohl etwas weh-

mütig-sentimental, auferstehen ließ — zum Lachen an diesem Ort. Einmal, des Nachts, wurde ich geweckt von unserem Deklamator. Mit erregter, erstickt klingender Stimme hörte ich ihn flüstern: „Ein neuer Transport soll angekommen sein, aus Bergen-Belsen; man sagt, der Hermann, du weißt schon, wäre auch dabeigewesen. Den haben sie nun auch noch ...“

Gewesen —

Wann und wie er über die Gleise von Birkenau seinen letzten Weg ging — wir erfuhren es nie. Wußten damals auch nicht, daß er in der Emigration, in Holland, noch einmal sein Berlin, seine Heimat, der er mit allen Fasern seines Wesens verhaftet war, wiedererstehen zu lassen versuchte; in jenem unlängst bei uns neu aufgelegten Roman „Rosenemil“. Wußten nicht, daß Hermann — bevor er nach Westerbork ins Sammellager deportiert wurde — zum letzten Mal durch seine Exilwohnung geirrt war, seine kleine Angorakatze unterm Arm, bei allen Hausnachbarn klopfte, um — wie bezeichnend für ihn — dem Tier noch eine warme Obhut zu verschaffen.

*

Georg Hermann, der nie aufhörte, an dem, was er einst liebte, weiter zu hängen; rührend und wunderlich für manche, heiter in aller Bitternis, voll bescheidener Würde andere Leidensgenossen noch aufrichtend, Geschichten erzählend, wie nur er es vermochte. Ein Schriftsteller, gütig, mit seinen Schwächen und Vorzügen, Neigung zum Idyllisieren, untrüglichem Gespür für Tragikomik und ehrlichem Haß gegen die Widersacher und Unterdrücker des „kleinen Mannes“, für den er stets eingetreten ist.

So entsinne ich mich seines fernen Gesichts, nun anno 1971, am 22. Jahrestag unserer Republik, da ich für eine kurze Stunde seiner aus Kopenhagen gekommenen Tochter, Frau Hilde Hansen, gegenüber sitze, wiederum an einem Cafétisch, wie einst ihrem Vater. Jetzt aber in einer so anderen, in unserer Welt. Sitze im Hotel Berolina, und während wir von ihm sprechen, denk ich, daß es ihn sicher freuen würde: das frohe bunte Bild da draußen vor dem großen Fenster.

Vielleicht auch würde er lächeln, wenn er mithören könnte, was ich noch zu berichten habe: daß nämlich der Junge, dem er damals begegnete, einige Jahre nach der Befreiung aus den Lagern, nun selbst schreibend und zeichnend, als seinen ersten großen graphischen Auftrag eben jenen ollen juten „Kubinke“ zum Illustrieren erhalten hat. Und zwar für die „BZ am Abend“ und somit für alle Berliner, die ihn ins Herz geschlossen und auch nicht vergessen hatten, als es keinen Georg Hermann mehr geben durfte. Und sicher war's auch deshalb, daß ich's einfach nicht über mich brachte, beim letzten Fortsetzungsdruck den armen Kubinke am Dachsparren hängend zu zeichnen, wie es eigentlich hätte sein müssen. Statt dessen konterfeite ich mich selbst an einer Staffelei, die überdeckt war von einem Tuch, unter dem zu lesen stand: „Det müßt ihr euch schon selber malen. Mir ist dis zu traurich!“ Was mir übrigens viele em-

pörte Leserbriefe eines bis dato erfreuten Publikums einbrachte, das auch dieses noch „janz genau“ sehen wollte.

Mag sein, daß Georg Hermann genauso drüber schmunzeln würde wie seine Tochter, gewiß aber würde er verstehen, warum ich heiter bleiben wollte in seinem Sinne, gerade weil ich, an seine Worte, sein Schicksal denkend, sehr ernsten Grund dafür hatte. Seine Welt ist nicht mehr, doch sein Bestes lebt — wie Vater Zilles Zeichnungen — weiter; uns nahe durch Mitfühlen, menschliche Wärme, die Redlichkeit eines Mannes, der im Radius seines Herkommens als bürgerlicher Humanist schließlich doch ahnte, daß seine Klasse nie retten und bewahren könnte, was ihm teuer war. So schrieb er jene Sätze in seinem Buch „Eine Zeit stirbt“, gerichtet an solche Jungen, die wie ich einmal dort lebten, wo er lebte, Abschied nehmend und aufbrechend in eine neue Zeit:

„Wir waren nur noch Söhne und Töchter von denen von einst. Auf den Trümmern der alten, in sich gefestigten Bürgerlichkeit führten wir nur noch ein Leben, das uns nicht mehr zustand. Und so sind wir hin- und hergependelt zwischen Bürgertum und Proletariat. Ihr aber, die ihr nur Enkel seid, werdet wenigstens das eine vor uns voraus haben, daß ihr von diesem Bürgertum nichts mehr wißt. Und so wird euch manches erspart werden, an dem wir uns zerrieben haben.“ Laß uns, Georg Hermann, genauer sein und hinzufügen: Um nichts zu wissen, nichts mehr wissen zu wollen von denen, die Menschen deiner Art Vernichtung brachten, muß man gerade sehr viel darüber wissen. Und deine Werke, richtig gelesen, helfen noch heute mit an diesem Erkennen auf ihre Weise.

Beat und Barock auf Berliner Bühnen

von Lothar Kusche

Wenn der Mensch sich langweilt, geht er zuweilen ins Theater, um sich unterhalten zu lassen. Dieses Bedürfnis suchen die hauptstädtischen Bühnen während der diesjährigen Berliner Festtage auf besonders originelle Weise und mit allerlei Aufwand zu befriedigen.

Natürlich kann man auch ins Theater gehen, um sich langweilen zu lassen — aber wer täte das schon vorsätzlich! Obwohl es da mancherlei Möglichkeiten gibt.

Haben es nun die Dramaturgen und Regisseure auf die Jugend abgesehen (ich meine das im edelsten Sinne des Wortes), so kommen sie natürlich ohne Beatmusik nicht aus. Man kann das Publikum des Tages nicht gewinnen, ohne Konzessionen an seinen Geschmack zu machen; demzufolge ist heutzutage eine Bühnenschau (welcher Art auch immer) ohne etwas Beat schlechthin unvorstellbar. Es gibt wohl auch keine Operette ohne Walzer und keine Tombola ohne Obstwein; nur ist die Qualität von Obstwein, Walzern und Beat-Nummern zuweilen fragwürdig.

Um ihre Darbietungen nicht nur beat-modisch zu gestalten, sondern auch kulturell gewichtig zu machen, zitieren oder kopieren die Unterhaltungskünstler im allgemeinen gern die Barockmusik, deren Existenz dem Publikum die überraschende Entdeckung ermöglichen soll, daß nicht nur von den *Rolling Stones* mehr oder weniger angenehme Klangwirkungen ersonnen worden sind, sondern beispielsweise auch von J. S. Bach und anderen. Dieses Nebeneinander von Beat- und Barockmusik ergibt allemal einen hübschen Effekt.

Auf solche Kontrastwirkung hat auch Siegfried Schäfer seine Musik zu C. U. Wiesners Märchenkomödie „*Verlieb dich nicht in eine Heilige*“ aufgebaut, die von Charlotte Morgenstern und Maria Hohnstein im Metropol-Theater amüsant und geistreich inszeniert wurde. Es geht in dem Stück um die Frage, was denn nun anziehender sei: die moderne Technik oder die sogenannte blaue Blume der Romantik. Natürlich ist das überhaupt keine Frage, und Wiesner stellt sie auch nicht ernsthaft. Er braucht nur einen Vorwand, um die Ritterzeit, Burgenromantik, Minnedienst und Pfaffentum durch den szenischen Kakao zu ziehen, wobei wir dann erfahren, was wir uns schon gedacht hatten, daß nämlich das Mittelalter eine recht ungemütliche Zeit war. Der anachronistische Spaß wird von Maria Alexander, Fritz Hille, Wolfgang Ostberg, Erika Grajena und Rudolf Hentschel in den Hauptrollen sehr lustig vorgeführt. Manfred Bitterlichs Bühnenbilder sind von geistreicher Heiterkeit, und die witzige Choreographie (Johanna Freiberg) hat wesentlichen Anteil am Gelingen der Aufführung.

Als besonders angenehm empfand ich C. U. Wiesners Liedtexte, die mit den Hervorbringungen der professionellen Schlagerwortmacher erfreulicherweise wenig gemein haben:

„Sprich mir nicht von der blauen Rose,
blaue Rosen gibt's ja nicht.
Blau und blaß blüht die Herbstzeitlose.
Herbstzeitlosen mag ich nicht.

Glaube nicht, daß ich weinen werde,
wenn du mich alleine läßt!
Weiter dreht sich die alte Erde.
Halte mich noch einmal fest.

Kommt, ihr freundlichen Sonnenstrahlen.
Haltet schwarze Wolken fern.
Helf uns, Licht in die Dämmerung malen,
gutes Licht auf unsern Stern.“

Diese Strophen hat Siegfried Schäfer so schön komponiert, daß sein amerikanischer Kollege Harold Arlen davon zu dem erfolgreichen Schlager „*Somewhere over the rainbow*“ angeregt wurde, und dies merkwürdigerweise schon Jahrzehnte vor Schäfers Tonschöpfung.

Wiesners Held Orpheus Schulze trifft übrigens, nachdem er seinen Mittelalter-Traum ausgeträumt hat, wieder auf seine geliebte Eurydike Müller. Und was geschieht dann? Nun, sie kriegen sich. Mehr will ich aber nicht verraten.

Blick in die Bonner Statistik

von Siegbert Kahn

Vor einigen Wochen hat unser Freund Jürgen Kuczynski an dieser Stelle über das Statistische Jahrbuch 1971 der DDR berichtet. Es lohnt sich, auch einmal einen Blick in das entsprechende Zahlenwerk der BRD¹⁾ zu tun, das etwa zur gleichen Zeit fertiggestellt wurde. Oft wird eingewendet, die bürgerliche Statistik lüge, und es sei müßig, sich mit ihr zu beschäftigen. Lenin hat sich mehrfach mit der Frage der bürgerlichen Statistik auseinandergesetzt und gezeigt, daß man sie sehr wohl benutzen kann, wenn man unter anderem ihre falschen und irreführenden Gruppierungen korrigiert. Doch hier handelt es sich weniger um eine gründliche Analyse, als vielmehr um einige interessante Angaben.

Zunächst sei bemerkt, daß auch das Statistische Bundesamt sich, wie die Regierung der BRD, Schritt für Schritt den Realitäten anpassen muß. Im Jahrbuch 1969 finden wir noch ein Kapitel mit der Überschrift: „Sowjetische Besatzungszone Deutschlands und Sowjetsektor von Berlin“ und ein weiteres Kapitel „Deutsche Ostgebiete z. Z. unter fremder Verwaltung“. Im Jahrbuch 1970 war die „Sowjetische Besatzungszone“ bereits verschwunden und durch ein Kapitel „Deutsche Demokratische Republik und Berlin (Ost)“ ersetzt, ihm folgte aber dann noch ein Kapitel „Ostgebiete des Deutschen Reiches“. Dieses revanchistische Kapitel ist jetzt ebenfalls verschwunden.

Freilich, ganz können sie es doch nicht lassen. Eine Karte auf Seite 1 des Jahrbuches zeigt „Deutschland in den Grenzen des Deutschen Reiches am 31. Dezember 1937“, und auf Seite 13 wird die BRD gezeigt, mit eingezeichneter Staatsgrenze, außer gegenüber der DDR.

Für die Statistik der Bundesrepublik existiert indessen eine hervorragende Systematik. Prof. Rolf Wagenführ, Ehrengeneraldirektor des Statistischen Amtes der „Europäischen Gemeinschaften“ (EWG, Euratom usw.), hat sie entwickelt, und der erste Band dieses ausgezeichneten Werkes²⁾ liegt uns jetzt vor. (Das Statistische Jahrbuch der BRD entspricht aber leider noch ganz der Systematik, wie sie vor fünf, zehn oder mehr Jahren eingeführt wurde.) Wagenführ sagt: „Produktionsweise ist der Oberbegriff; er soll die Art und Weise der Erzeugung und Verwendung von Produktionsmitteln und lebensnotwendigen Gütern (und Diensten) erklären, welche hervor gebracht werden müssen, damit die Gesellschaft leben und sich entwickeln kann. Die Produktionsweise hat, so Karl Marx und Friedrich Engels, zwei Aspekte — die Produktivkräfte und die Produktionsverhältnisse. Die *Produktivkräfte* sind im Schrifttum vielfach und wiederholt behandelt worden... Die Statistik der *Produktions-*

¹⁾ Statistisches Bundesamt, Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1971, Verlag W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart und Mainz.

²⁾ Prof. Dr. Rolf Wagenführ, Wirtschafts- und Sozialstatistik, Band 1, Rudolf Haufe Verlag, Freiburg im Breisgau 1970.

verhältnisse soll die gesellschaftlichen Beziehungen kennzeichnen, die die Menschen im Ablauf der Reproduktionsprozesse wieder und wieder eingehen. Diese Art von Statistik ist in der BRD eher unterentwickelt.³⁾

Diese milde Kritik zeigt schon, welchen Maßstab wir an die Statistik der BRD anlegen können. Der Begriff „Besitzverhältnisse“ zum Beispiel kommt im Sachregister des Jahrbuches nur im Zusammenhang mit der Land- und Forstwirtschaft vor. Aber das ist ganz interessant: Von 1949 bis 1970 ist die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe um fast 36 Prozent gesunken. Mehr als ein Drittel aller Bauern mußten ihren Boden verlassen. Und während 1949 noch fast 66 Prozent der landwirtschaftlich genutzten Fläche auf die Klein- und Mittelbetriebe mit bis zu 20 Hektar (93 Prozent aller Betriebe) und nur 34 Prozent auf die Großbetriebe (7 Prozent aller Betriebe) entfielen, besaßen die Klein- und Mittelbetriebe 1970 (jetzt 86 Prozent der Betriebe) nur noch 53, die Großbetriebe (14 Prozent) 47 Prozent der landwirtschaftlich genutzten Fläche. Es zeigt sich die schnelle Konzentration des Bodens im Besitz der Großbetriebe, auf Kosten der Bauern.

Eine entsprechende Statistik der Besitzverhältnisse in der Industrie, im Handel, im Bank- und Versicherungswesen gibt es nicht. Der Konzentrationsprozeß wird überhaupt nicht statistisch ausgewiesen, obgleich die Zahlen dem Statistischen Bundesamt zur Verfügung stehen und auf das größte Interesse der Mittelschichten stoßen würden. Die Statistik der Weimarer Republik und selbst die faschistische Statistik wiesen noch zum Beispiel die Aktiengesellschaften nach Kapitalgrößenklassen aus. Nicht so das Statistische Jahrbuch der BRD.

Natürlich kann man aus einigen Zahlen, die im Jahrbuch enthalten sind, gewisse Rückschlüsse auf die Konzentration ziehen. So zeigt die Beschäftigtenstatistik der Industrie, daß die Betriebe mit mehr als 500 Beschäftigten, die nur etwa 2,9 Prozent aller Betriebe ausmachen, 52,4 Prozent aller Arbeiter und Angestellten der Industrie beschäftigen. Doch ist das ein ganz unzulängliches Bild, weil als „Betrieb“ alle Betriebseinheiten einzeln gezählt werden, unabhängig von ihren Besitzverhältnissen, das heißt davon, wie viele einem Konzern oder einer Firmengruppe angehören. Der Konzentrationsprozeß ist also vielmals größer, als es diese Zahlen erscheinen lassen.

Ein ähnlich unvollständiges Bild ergibt die Statistik der Unternehmen nach Umsatzgrößenklassen. Sie besagt, daß die Industriebetriebe mit einem Umsatz von 100 Millionen Mark jährlich und mehr, ihrer Zahl nach ein Prozent aller Betriebe mit 39 Prozent aller in der Industrie Beschäftigten, fast 48 Prozent des Umsatzes der gesamten Industrie erzielten. Auch hier bleiben die Besitzverhältnisse unberücksichtigt.

3) Ebenda, S. 30.

Ein Bild von der so unterschiedlichen gesellschaftlichen Entwicklung in der BRD und der DDR ergibt auch die Kriminalitätsstatistik. Im Jahre 1969 (für 1970 gibt das Jahrbuch der BRD im Gegensatz zu dem der DDR noch keine Zahlen) wurden in der BRD 2 217 966 begangene Straftaten bekannt. In der DDR waren es 105 869. In der BRD kamen auf 100 000 strafmündige Einwohner 3645 bekannt gewordene Straftaten, in der DDR 629! Der riesige Polizeiapparat der BRD war zudem nur in der Lage, 51,2 Prozent der bekannt gewordenen Straftaten aufzuklären. Noch jämmerlicher als die Polizei arbeitet der Justizapparat der BRD. 1968, das letzte Jahr, für das entsprechende Zahlen gegeben werden, wurden nur 42,3 Prozent der ermittelten Täter von den Gerichten abgeurteilt.

Auch für das Bildungswesen gibt es einige charakteristische Zahlen. In den Volksschulen kommen 34 Schüler auf eine hauptamtliche und hauptberufliche Lehrkraft, in den Realschulen 26, in den Gymnasien dagegen nur 21. Man geht nicht fehl in der Annahme, daß die Volksschulen überwiegend Arbeiterkinder, die Gymnasien dagegen überwiegend Kinder begüterter Bevölkerungsschichten unterrichten.

An den Universitäten und Hochschulen studieren 386 000 Studenten, 63,4 auf 10 000 der Bevölkerung. In der DDR sind es 81,3. Rund 23,7 Prozent der Studenten erhalten irgendeine Form öffentlicher „Förderung“, die – wenigstens teilweise – mit den Stipendien vergleichbar sind, die in der DDR 65,8 Prozent aller Studenten erhalten.

In 185 Theatern der BRD, einschließlich Konzertsälen und Freilichtbühnen, nahmen 1969/70 fast 18 Millionen Besucher an Veranstaltungen teil, in der DDR waren es 14,4 Millionen, relativ also dreimal soviel. Es ließen sich noch viele Zahlen und Vergleiche gerade auf dem Gebiet von Bildung und Kultur anführen, von Museen, über die Buchproduktion bis zu den Bibliotheken usw., die die Überlegenheit der DDR zeigen.

Ein ökonomisches Gebiet sei noch kurz erwähnt, nämlich das der Preise. Der amtliche Preisindex für die Lebenshaltung eines „4-Personen-Arbeiter-und-Angestellten-Haushalts mit mittlerem Einkommen des alleinverdienenden Haushaltsvorstandes“ erhöhte sich 1970 gegenüber dem Vorjahr um 3,4 Prozent. Daß dieses Jahr keine Ausnahme war, zeigen die neuesten Zahlen für 1971, die beträchtlich höher sind. Das geht aber auch daraus hervor, daß sich von 1950 bis 1970 eine Verteuierung der Lebenshaltung um 65,8 Prozent ergibt. Ein Kilogramm Rindfleisch zum Kochen kostete 1970 schon 6,32, 1950 noch 3,25 Westmark. Rindfleisch zum Schmoren verteuerte sich in der gleichen Zeit von 3,45 auf 10,04, Schweinekotelett von 4,28 auf 8,40 Westmark. Das sind die offiziell ausgewiesenen Zahlen!

Man könnte eine Fülle von ähnlichen Beispielen und die entsprechenden Preise der DDR geben, ersparen wir es uns. Nur eins noch: Das Statistische Jahrbuch der BRD kostet 50 Westmark, dasjenige der DDR dagegen nur 25 Mark.

Wies'n-Fazit 1971

von Sebastian Huber (München)

Zu Füßen der Bavaria, auf dem „größten Volksfest der Welt“, drängelten sie sich noch vor der sensationellsten Riesenachterbahn des Kontinents, dem „Jumbo-Jet“ – eine 55-Sekunden-Fahrt 4 Mark –, als droben, hinterm bronzenen Popo des Monstrums, bereits die Eröffnung der „größten Modemesse der Welt“ stattfand. Dagegen sei die sogenannte „Durchreise“ in Westberlin „wie der Friedhof von Chikago – nur doppelt so tot“, behauptet ein weiß-blauer Lokalpatriot, ob's stimmt, weiß ich nicht, weil ich noch nie auf besagtem Friedhof (in Chikago) war.

Drunten auf der Theresienwiese hatte sich zunächst unter den Großkopfetern, den Brauherrren, den Festwirten und denen vom Fahrgeschäft, fast so etwas wie Besorgnis ausgebreitet. Gewisse Miesmacher und Kritiker hatten sich über die ausgeschamten Preiserhöhungen alteriert, was sich fast wie eine Aufforderung zum Boykott las. Doch natürlich war es wieder ein ganz großes Geschäft: Den Veranstaltern machte es nicht das geringste aus, daß auch der Nepp einen neuen Rekord erreichte, schließlich muß man üben für die Olympiade.

Das amtliche Auszählungsergebnis, soweit es den Bierkonsum betrifft, liegt leider zur Stunde noch nicht vor, man weiß bloß schon, daß der des Vorjahres – 40 000 Hektoliter – erreicht, möglicherweise aber auch überschritten worden ist. Andere statistische Erhebungen sind dafür bereits abgeschlossen: Im Ausnüchterungszelt stellten sie fest, daß sich unter den 189 Bierleichen diesmal zwar 5 Prozent mehr Weiberleut befanden, dafür aber 30 Prozent weniger Kinder. Man möchte sagen: erfreulich. Bloß fällt einem gleich darauf ein, daß die lieben Kleinen leider statt dessen haschen. Meldung des Bayerischen Kriminalamtes: „Die Rauschgiftkriminalität ist sprunghaft angestiegen. Alarmierend ist die Beteiligung Minderjähriger an Suchtstoffdelikten.“ Letzthin wurde ein Rauschgiftsüchtiger in die Klinik eingeliefert, der war acht Jahre alt. Die „Hauptstadt mit Herz“ hat sich „zum europäischen Hauptumschlagplatz für Haschisch“ entwickelt. 1,1 Tonnen haben sie heuer beschlagnahmt, sie schätzen, daß die Dunkelziffer der importierten Droge das Zehnfache beträgt.

★

Keinen einzigen Toten gab's in diesem Jahr auf der Festwies'n gegenüber fünf im Vorjahr. Und fast möcht ich das für Zartgefühl von unseren Gangstern halten! Raubmorde und Sexualverbrechen, Messerstechereien und Überfälle und was sonst noch zu unserm nächtlichen Einerlei gehört, alles das trug sich tatsächlich fast ausschließlich außerhalb der lichterfunkelnden Gaudi-Arena zu. „So brav waren die Wies'n-Besucher noch nie! wunderte sich das „Amt für Öffentliche Ordnung“. Um einigermaßen fit zu bleiben, mußten die jungen Recken vom Polizeichef Schreiber dann auch anderswo

trainieren! So beim Einsatz gegen die 300 Touristen aus Übersee, die das berühmte Oktoberfest erleben wollten. Doch der Spaß verging ihnen. Weil für sie, lauter junge Leut', die Hotelpreise unerschwinglich waren, hatte ihnen ein Münchner den Tip gegeben: Da legt's euch halt mit euren Schlafsäcken in die Hertie-Passage unterm Hauptbahnhof! Dort wurden sie aber nachts um 3 Uhr von der Schreiber-Garde mit Fußtritten geweckt und mit Faustschlägen ausgetrieben ... Der Sprecher des Olympischen Komitees war peinlich berührt; ihm tut „die ganze Sache“ schrecklich leid, und er meint, es wär' doch besser gewesen, „ein Auge zuzudrücken“.

★

Aber Politik ist das eine und das andere das Geschäft. Die Politik braucht das „Image“ und das Geschäft den Profit, und wegen der engen Beziehungen, die da bestehen, gibt's halt gelegentlich sogar in einer Leistungsgesellschaft Fehlleistungen.

Zu den echten Leistungen, die für jeden Münchner Unternehmer unabdingbar, wenn auch „kostenmäßig“ von der Steuer absetzbar sind, gehört es, daß er einmal mit seiner gesamten Belegschaft auf die Wies'n geht. Sonst heißt es, daß bei ihm ein „schlechtes Betriebsklima“ herrscht, und das ist unvorteilhaft. Und wenn er gar Manager eines ansehnlichen Betriebs mit weitläufigen in- und ausländischen Beziehungen ist, dann verbringt er mit großer Wahrscheinlichkeit praktisch zwei Wochen draußen auf der Wies'n.

Von nah und fern kommen nämlich die lieben Geschäftsfreunde angereist und sind sicher, daß ihm, dem hiesigen, nix eine größere Freud' macht, als sie zu einem zünftigen Wies'nbummel einzuladen. Daß dabei kräftig aufdraht und nicht auf das Markl gschaut wird, versteht sich. Also hab ich doch recht, wenn ich sag, daß sich daran demonstrieren läßt, wie die „gelenkte Marktwirtschaft“ funktioniert – solange's funktioniert.

★

Eine Währungsreform fürs nächste Jahr kündigte „Prinz Schorchi“, der Sprecher der Großbrauereien an: Sie sind nämlich dahintergekommen, daß eine offenbar nicht kleine Gruppe von „Wies'n-Habitués“ – scheint's nationalökonomische Naturtalente – ihr Erspartes schon vor Jahr und Tag nicht auf die Bank getragen, sondern wertbeständig in Biermarken angelegt hat.

★

Nicht für diese alten Stinker, auch wenn sie dabei mitnassauern, sondern für die besseren Herrschaften haben die Festwirte heuer die muskulösen, in jahrzehntelangem Dienst ergrauten „Dutzend-Liter-Stemmerinnen“ gegen den Typ „Miß Maßkrug“ ausgetauscht: Lauter blutjunge, resche Madeln, aber mit Holz vor der Hütten, die also was herzuzeigen haben im knappen, weit ausgeschnittenen Dearndl. Das ist Folklore, und fällt also ins Sachgebiet von unserem dritten Bürgermeister. Der Albert Bayerle ist ein ausgemachter

Hallodri. Wegen Erreichung der Altersgrenze war's seine letzte Wies'n in offizieller Funktion. Ja, das war wieder eine Hatz mit ihm, wie er sich eine von den süßen Fratzen in die Rats-Loge im Schottenhamel-Zelt geholt hat, um ihr sein Autogramm auf ihre hupfenden Spaßabern zu schreiben ...

Plötzlich war er aber weg. Zuletzt hat ihn noch die auch schon etwas angewelkte Gilde der Alt-Playboys im Hippodrom mit Sekt volllaufen lassen, der Gunther Sachs, der James Graser, der geistig total unbemittelte Krupp-Erbe, und wer noch alles dabei war: Hochadel, Hochstapler und Film-Prominenz. Als der Bayerle dann aber beim Empfang für die Star-Couturiers aus Paris und Italien nicht gesichtet wurde, fürchtete man schon um sein Leben. Gottseidank klärte sich alles auf: Er war nur verreist; auch dienstlich natürlich. Er flog nach Sidney, um dort eine „Zweit-Wies'n“ einzuweihen! Aber keiner hat mir verraten wollen, ob wir das zahlen müssen oder die Großbrauereien, die sich davon für ihre Dividendenbrühe eine Exporterhöhung versprechen mögen ...

Reisende in Sachen P.E.N.

von Henryk Keisch

Irland und seine Hauptstadt Dublin (von wo ich kürzlich einige Eindrücke mitteilte und weiteres mitzuteilen vorhabe) sind gewiß lockende Reiseziele. Aber nicht als Touristen hatten mein Kollege und Freund Heinz Kamnitzer und ich uns dorthin auf den Weg gemacht. Das P. E. N.-Zentrum der DDR, dem Professor Kamnitzer seit dem Tod Arnold Zweigs als Präsident vorsteht, hatte uns zum Kongreß des Internationalen P. E. N. entsandt, dem achtundreißigsten in der nun fünfzigjährigen Geschichte dieser Schriftstellerorganisation. Eine Tagung der ständigen Exekutive — des Führungsorgans, in dem die DDR vertreten ist — ging dem Jubiläumskongreß voraus. Beide Treffen spiegelten in gewisser Weise das Bewußtsein, das Schriftsteller in Teilen der Welt von sich selbst und ihrer Stellung in der Gesellschaft haben. Aus diesem Grunde mögen die Ergebnisse, übers Organisatorische hinaus, von öffentlichem Interesse sein.

Der P. E. N. (die Bezeichnung ist aus den Anfangsbuchstaben der englischen Wörter Poets, Essayists, Novelists gebildet, die drei Buchstaben ergeben obendrein zusammen das englische Wort für „Schreibfeder“) muß in seinen Ursprüngen betrachtet werden, will man seine heutigen Probleme richtig erfassen. Liberal denkende englische Schriftsteller und Publizisten, von den Erfahrungen des gerade zu Ende gegangenen ersten Weltkrieges aufgeschreckt, gründeten ihn mit dem Ziel, Universalität und Humanität der Literatur gegen nationalistische Beschränktheit und willkürliche Zensurbeschränkungen zu verteidigen. John Galsworthy stellte sein großes

Ansehen in den Dienst dieses Gedankens, indem er zwölf Jahre lang, bis zu seinem Tode, das Amt eines Präsidenten versah. Nationale P. E. N.-Zentren bildeten sich bald in vielen Ländern, sie vereinigten in der Regel Autoren unterschiedlichen Rangs, aber gemeinsamer humanistischer Gesinnung.

Das Entstehen von faschistischen Regimes in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen brachte für einige der Zentren Bewährungs- und Zerreißproben, die sie nicht immer mit Glanz bestanden. In Deutschland hatten die Goebbelsschen Gleichschaltungsbestrebungen zunächst einen gewissen Erfolg. Ein P. E. N. im Dienst des offenen Faschismus bildete jedoch einen so schreienden Widerspruch in sich, daß man ihn bald auflösen mußte.

Das Ende des zweiten Weltkrieges brachte die Möglichkeit zu einem Neubeginn. Auch ein deutsches Zentrum entstand wieder. Jedoch wurde schon nach wenigen Jahren deutlich, daß die Ideen und das Programm von 1921 keine ausreichende Antwort auf die geistigen, moralischen, gesellschaftlichen Probleme des Schriftstellers in der Welt der fünfziger und sechziger Jahre zu geben vermochten. Die Klassenkämpfe auf nationaler und internationaler Ebene, die Befreiungsbewegung der ehemaligen Kolonialvölker, der weltweite kalte Krieg brachten neuartige Fragestellungen hervor. Die einst unmißverständliche, gegen den Machtanspruch des bürgerlichen Staates gerichtete Losung von der Freiheit der Literatur wurde jetzt mehrdeutig, je nachdem, welchen Klasseninhalt man ihr gab. Es konnte auch nicht ausbleiben, daß die Gegensätze, von denen die Weltpolitik geprägt war, auf den P. E. N. ausstrahlten.

Es war eine zwangsläufige Folge des Entstehens zweier deutscher Staaten mit entgegengesetzter Gesellschaftsordnung, daß das deutsche Zentrum auseinanderbrach. Heute bestehen selbständige, gleichberechtigte P. E. N.-Zentren in der DDR und in der Bundesrepublik. Ebenso wie unser Staat in langwierigem, zähem politischem Streben eine immer festere internationale Stellung errang, mußte auch der P. E. N. der DDR seine „Anerkennung“, seine gleichberechtigte Stellung in den internationalen Gremien gegen viele Widerstände und „gesamt- oder innerdeutsche“ Fiktionen durchsetzen. Jetzt wird diese Stellung von keiner Seite mehr bestritten. Daß der Präsident unseres Zentrums der kleinen Spitzendelegation angehörte, die vom irischen Staatspräsidenten de Valera offiziell empfangen wurde, ist nur eines von vielen äußeren Zeichen dafür.

Der Erfolg in diesem wichtigen Punkt bedeutet natürlich nicht, daß die P. E. N.-Treffen eitel Harmonie wären und unsere Vertreter sich auf ihren Lorbeeren ausruhen könnten. In einer noch immer unbefriedeten Welt wird eine Organisation wie der P. E. N. notwendigerweise zum Schauplatz der Konfrontation von einander widersprechenden Weltanschauungen. Die Chance einer solchen Organisation kann nicht darin liegen, die Widersprüche zu ignorieren, ebensowenig, sich von ihnen beherrschen zu lassen, sondern nur darin, für den humanistischen Auftrag aller Literatur die den Bedin-

gungen der heutigen Welt entsprechenden konkreten Ansätze zu finden und zu praktizieren. Das Stichwort dafür, würde ich sagen, ist das gleiche wie im politischen Bereich. Es lautet Koexistenz und schließt die Auseinandersetzung ebenso ein wie den Willen zur Verständigung.

Nicht alle Kräfte im internationalen P. E. N. sind auf ein solches Ziel gerichtet. Das Statut, von den Gründern einst unter wesentlich andersgearteten Voraussetzungen konzipiert, hat in den Nachkriegsjahren neben den klassischen, an das Territorium von Staaten gebundenen nationalen Zentren auch die Bildung einiger Zentren von sozusagen abstrakter Natur ermöglicht. Allerlei konterrevolutionäre Emigranten aus sozialistischen Ländern sammelten sich darin. Ermuntert und gefördert von C. I. A., Radio Freies Europa und ähnlichen Institutionen, von der zentralen P. E. N.-Gremien leidet nicht immer oder nicht mit dem nötigen Nachdruck in ihre Schranken gewiesen, sehen sie ihre Aufgabe darin, die internationalen Treffen zum Schauplatz politischer Vorstöße zu machen. Mit schon zu Routine gewordener Regelmäßigkeit versuchen sie immer wieder, das traditionelle Ansehen der Schriftsteller-Weltorganisation für antikommunistische Kreuzzüge zu mißbrauchen. Solchen Versuchen entgegenzutreten ist nicht nur im Interesse der angegriffenen sozialistischen Länder nötig. Es ist auch nötig im Interesse des P. E. N. selbst, im Interesse der Wahrung seiner Universalität, ohne die seine Tätigkeit nur noch bloße Vereinsmeierei wäre.

Der Dubliner Kongreß ist, gerade so gesehen, ein Versprechen, dem die Teilnahme einer Beobachterdelegation aus der Sowjetunion noch größeres Gewicht verleiht. Inwiefern ein Versprechen? Die Wahl Heinrich Bölls zum internationalen Präsidenten, nicht ohne sichtbar gewordene und unsichtbar gebliebene Schwierigkeiten erst durch eine Kampfabstimmung zustande gekommen, erhält ihren eigentlichen Sinn dadurch, daß dem unterlegenen Gegenkandidaten Pierre Emmanuel der Vorwurf gemacht werden mußte, in seinem Amt als bisheriger Präsident durch einseitige und autoritäre Akte die Universalität verletzt zu haben. Hierzu bildete Böll in den Augen derer, die ihm ihre Stimmen gaben, die Alternative. Was wir von ihm erwarten, ist mehr Weisheit, mehr Selbstkontrolle, mehr Widerstand gegen diejenigen, die ausgerechnet aus dem P. E. N. noch immer ein Kampffeld des kalten Krieges zu machen suchen. Der neue Präsident wird, wenn er sein Amt in diesem Sinn führen will, Unterstützung brauchen. Er wird sie bei den P. E. N.-Mitgliedern in der DDR finden, die für ihn gestimmt haben, nicht weil er „ein Deutscher“ ist, sondern weil er für das verantwortungsvolle Amt besser geeignet scheint. „Er respektiert“, sagten wir in der Begründung unseres Votums, „nicht nur die Eigenart des Schriftstellers, sondern auch die Souveränität des Staates, aus dem er kommt.“

In Dublin hat Heinrich Böll feststellen können, daß die Vertreter unseres Zentrums nicht nur bei Abstimmungen mitreden. Heinz Kamnitzers Eröffnungsreferat zu einer der drei Debatten, die unter

dem Generalmotto „Literatur im Wandel“ standen, zählte zu den meistbemerkten und meistkommentierten Diskussionsbeiträgen des Kongresses. Man hatte ihm das Thema „Literatur der Revolte“ gestellt, und es ist leicht zu erraten, auf welche modischen Abwege sich manch anderer davon hätte führen lassen. Kamnitzer akzeptierte die ihm vorgegebene Kategorie „Literatur der Revolte“ nur, um sie zu der höheren Kategorie „Literatur der Revolution“ in Beziehung zu setzen, und er erläuterte seinen Gedankengang am Beispiel der Entwicklung Brechts. Auch Brecht ist weithin in Mode gekommen, aber sicher längst nicht immer der wahre und der ganze Brecht. Einem aus Brechts Wahlheimat kommenden Schriftsteller stand es wohl an, hier einiges ins rechte Lot zu bringen.

Brecht ist ein Dichter, in dem gute Literatur und gute Politik zusammenfließen. Gerade das, finde ich, sollte eine Organisation wie der P. E. N. auch für sich anstreben. Ihre Daseinsberechtigung hängt im Grunde davon ab.

Evelynes Träume

von Richard Christ

Der Großstädter will das nicht wahr haben, und doch: in der Kleinstadt lebt sich's intensiver. Die Möglichkeiten des Erlebens sind so überschaubar wie die wenigen vom Marktplatz abzweigenden Straßen, das Fernsehen bringt montags und das Lichtspielhaus neben der Ratsschenke dienstags bis sonntags einen uralten Film, einmal im Monat kommt die Urania mit einem Vortrag, jeden Herbst die Ziergeflügelchau, und samstags spielen die vier Montevideos aus dem Nachbarort zum Jugendtanz — es ist Gelegenheit, jede Zerstreuung mit Sammlung zu genießen.

Das Mädchen Evelyne wohnt in der Kleinstadt. Manchmal träumt sie davon, welch angenehme Abwechslung es sein müßte, in eine U-Bahn zu steigen oder auf neonüberstrahlter Allee ein Taxi heranzuwinken und dem Fahrer zu sagen: Bitte rasch in die Oper! Weil Evelyne nicht weiß, was eine U-Bahn dem bedeutet, der täglich damit fahren muß, und weil sie nie vergeblich nach einem Taxi gerufen und dann im Theater den ersten Akt versäumt hat, lassen ihre Träume öfter eine Spur Unzufriedenheit zurück. Wenn dann der junge Mann, mit dem Evelyne sich wohl bald verloben wird, etwas Einfaches, Vernünftiges äußert über das Leben der Großstädter und seinen Motorroller ausspielt gegen den hauptstädtischen Verkehr und wenn er ihr den Arm um den Hals legt und behauptet, das Leben sei ja lang genug, um noch ein großes Stück Welt zu sehen — dann nickt das Mädchen Evelyne so, daß es heißen kann: Ach ja, wirst schon recht haben.

Aber genauso kann das Nicken bedeuten: Was redest du, wenn ich's doch besser weiß...

Wer zurückblickt ohne Zorn, wird sich erinnern, daß solches Ge-

misch von Romantik und Unzufriedenheit der beste Teil jeder Jugend ist. Jugend selbst jedoch schaut nicht zurück, sondern nach vorn, und so hat sich die romantisch-unzufriedene Evelyne eine Brücke gebaut aus der heimatlichen Begrenztheit in die Welt, sie liest. Forscher haben ihr Herz gewonnen, namentlich einer, dessen Schilderungen sie alle verschlungen hat, Falkenhorst heißt er, Gesamtauflage seiner Reisebücher schätzungsweise ein dreiviertel Millionen, sein Leben eine unaufhörliche Expedition, in aller Welt zu Hause und selten daheim, heute den Sand der Sahara in den Schuhen und morgen im Einbaum zwischen Stromschnellen und vergifteten Pfeilen, perfekt in allen Eingeborenendialekten — ein beneidenswertes Dasein, meint Evelyne zu dem jungen Mann, der sie auf dem Rücksitz des Motorrollers ins Freibad fährt und gegen den Fahrtwind anschreit, Forscher sei ein Beruf wie jeder andere auch.

Aber das Abenteuerliche! ruft Evelyne dagegen, und während sie dahinjagen, träumt sie sich auf den Soziussitz kühner Falkenhorst-scher Unternehmen. Vor ihr der Forscher, wie er sich aus den zahllosen Bruchstücken bescheidener Selbstdarstellung in der Mädchenphantasie zum Bild fügt, sie hat ihm die Hände um die Hüften gelegt, und Falkenhorst bewegt die breiten Schultern in der Lederkombination, für seine kräftigen Handgelenke ist der Steuerknüppel des Zweisitzers wie ein Spielzeug; jetzt deutet er mit dem Kopf zur Seite, und Evelyne sieht schräg unter der Kabinenscheibe die winzige Lichtung, auf der die Maschine sogleich sicher landet, und dann wird das sanfte Schaukeln des Fluges zum wiegenden Gang der Karawane, an der Spitze reitet Falkenhorst, dessen weißer Burnus in schönem Gegensatz steht zur gesunden Bronze seiner Haut, er läßt das ausdauernde Kamel niederknien, die Vorderbeine knicken ein und drücken sich in den Sand wie die Kufen des Schlittens, auf dem Evelyne nun sitzt, sie schützt das Gesicht hinter Falkenhorsts Pelz vor dem stiebenden Schnee, das Rudel Hunde hechelt im Geschirr, der Leithund kläfft — plötzlich muß der junge Mann seinen Motorroller scharf bremsen, damit er nicht einen Dorfköter überfährt.

Für jeden Glaubenden kommt die Stunde der Erfüllung, Evelyne, als ihre Sternstunde naht, ist so aufgereggt, daß sie das Plakat mehrmals lesen muß, worauf angekündigt steht, daß der berühmte Falkenhorst (auch bekannt durch zahlreiche Buchveröffentlichungen) eine Vortragsreise quer durchs Land unternimmt und am Freitagabend auch im Saal der Ratsschenke neben dem Lichtspielhaus sprechen und farbige Bilder zeigen will, und zwar pünktlich um acht, Jugendliche und Rentner zahlen halbe Preise.

Erklärlich, daß Evelyne um halb acht auf ermäßigtem Platz in der ersten Reihe sitzt, der junge Mann sitzt neben ihr, obwohl ihn technische Dinge mehr interessieren als Expeditionsreisen, aber er hat das Gefühl, daß es gut wäre, gerade an diesem Freitagabend neben Evelyne zu sitzen. Sie kann freilich kein Auge für ihn haben, da nun Falkenhorst eingetreten ist und vor erst viertelbesetztem Saal

am Pult sein Manuskript ordnet, Kästen mit Farbbildern griffbereit rückt, die Glätte der Filmleinwand prüft — alles mit der Ruhe eines Mannes, der darauf trainiert ist, sich minütlich dem Außergewöhnlichen entgegenzustemmen und jede unvermutete Begegnung mit Geistesgegenwart und gestählten Muskeln zu bestehen.

Evelyne verspürt eine von weiblichem Eitelsinn nicht ganz unbeflusste Zufriedenheit, daß sie sich das Porträt des Forschers so wirklichkeitsgetreu nachgeschaffen hat, bronzene Haut, Schulterbreite, athletischer Wuchs; unauffällig sieht sie nach links, mustert neben sich schmales Handgelenk, blonden Teint, sie seufzt fast hörbar und sammelt ihre Gedanken ganz auf den Vortrag, der nun beginnt, nachdem Punkt acht durch den Bühneneingang ein Mann, ein Männchen, ein bebrilltes pergamenthäutiges Männchen den Saal betreten und sich vom Pult her durch ein Kopfnicken für die gewissenhafte Vorbereitung bedankt hat.

Zwei Stunden durch Urwald und ewiges Eis — eigentlich habe ich nicht bereut, daß ich da war, sagt der junge Mann am Ende, er hat nicht enttäuscht, was findest du?

Evelyne kann nicht antworten, sie hat eben mit ihrem Rock zu schaffen, während sie auf den Rücksitz steigt, und wie nun der Zündschlüssel gedreht und Gas gegeben wird, sitzt Evelyne nicht auf Wüstenschiff und Eskimoschlitten, sondern einfach auf einem Motorroller hinter einem verständigen jungen Mann, mit dem sie sich nächstens verloben wird.

Antworten

Herrn Dr. D. B. Herrmann, Archenhold-Sternwarte, Berlin-Treptow. — Sie schreiben zu Günther Cwojdraks Beitrag „Buchbarometer Leipzig“ (Heft 38, 21. Sept. 71): „Nehmen Sie meine herzliche Zustimmung zu Ihren Lichtenberg-Bemerkungen S. 1205 der Weltbühne und als Übergangstrost eine kleine Arbeit über wenig bekannte Details der wissenschaftlichen und editorischen Tätigkeit des SUDELBUCH-Autors.“

Wir tragen hier den Titel dieser Ihrer Arbeit über Lichtenberg nach: „Georg Christoph Lichtenberg als Herausgeber von Erxlebens Werk „Anfangsgründe der Naturlehre.““ Schönen Dank dafür — gemeinsam warten wir dann also auf die repräsentative Lichtenberg-Ausgabe, die schon längst fällig ist. Welcher unserer Verlage wird sie wann herausbringen?

Martin Schmidt, Hoyerßwerda. — Sie wenden sich an unseren Mitarbeiter Richard Christ mit der erfreulichen Feststellung, daß er Ihnen den Urlaub mit „einigen geistreichen Lichtblicken verschönt“ habe. „Die Feuilletons in der Weltbühne waren köstlich.“ — Ihr Lob freut uns, mehr noch aber die Bemerkung, die Sie noch hinzufügen: „Sie haben mit Ihren Arbeiten erreicht, daß ... die Weltbühne bei mehreren Brigaden unseres Betriebes kursiert und mit Interesse gelesen wird. Das ist doch ein besseres Thema als die üblichen Gespräche über Autos und Fußball!“ — Obwohl wir keineswegs prinzipiell etwas gegen Gespräche über Autos und Fußball haben, so freuen wir uns doch, daß die Weltbühne in Ihrem Werk „Schwarze Pumpe“ nun sozusagen kräftig am Ball ist.

Bemerkungen

Wanderprediger und Gunstgewerbe

I n Amsterdam fand kürzlich ein großer Kongreß statt, wo über die Lehren des Evangeliums beraten wurde. Einer der Teilnehmer war der amerikanische Wanderprediger Billy Graham, der schlicht und treffend das „Maschinengewehr Gottes“ genannt wird.

Billy Graham äußerte sich sehr zufrieden über den Verlauf des Kongresses, auch vor einer Prophezeiung schreckte er nicht zurück: „Die Jesus-Revolution, die sich in Amerika ausbreitet, wird bald auch nach Europa kommen. Es ist die größte Bewegung, die es in unserem Land jemals gegeben hat.“

Was Graham die „Jesus-Revolution“ nennt, ist eine Modeströmung unter gewissen Schichten von Jugendlichen, anarchisch-romantischen Gruppen, die einen Ausweg aus ihren Ängsten, ihren Bedrückungen suchen und sich zeitweilig Jesus zu ihrem neuen Idol erkoren haben. Es ist verständlich, daß Wanderprediger Graham diesen jugendlichen Jesus-Kult mit allerhöchstem Lob bedenkt.

Aber Graham geht noch weiter, genauer gesagt, er ging noch weiter. Er zog sich nämlich alte Sachen an, setzte sich eine Brille auf und begab sich in dieser Verkleidung, die ihn vor den Blicken von Bekannten schützen sollte, in das Vergnügungsviertel von Amsterdam, in jenen Bezirk, wo die Gunstgewerbetlerinnen ihrem horizontalen Beruf nachgehen. Aber Billys Gang war doch nicht verborgen geblieben;

auf die Frage, warum er seine Schritte in den Sündenbezirk gelenkt habe, erwiderte der Wanderprediger: „Ich fühlte den Drang, den Leuten dort zu sagen: ‚Warum gehen Sie hierher und nicht zu Jesus, wo Sie wahre Glückseligkeit finden könnten?‘“

Es wäre interessant, zu erfahren, wie die Amsterdamer Gunstdamen auf diese unlautere Konkurrenz, auf diesen Versuch der Kundenabwerbung reagiert hätten, wenn ... ja, wenn Wanderprediger Graham wirklich den Leuten dort diese Frage gestellt hätte. Aber auch Wanderprediger Graham schien die Gefahren zu ahnen, die er mit einer solchen Frageaktion heraufbeschworen hätte – er zog es also vor zu schweigen. Er begnügte sich mit einer gründlichen Berücksichtigung des Sündenbabels und kehrte von dort zu Jesus, zur wahren Glückseligkeit, zurück. Sollte das „Maschinengewehr Gottes“ an einer Ladehemmung gelitten haben? nym

Früh übt sich

Mit der Eisenbahn, sagt Ziberkopf, von dem jedermann weiß, daß er über Fahrpläne gründlich unterrichtet ist, also mit den Eisenbahnzügen ist das so: Sie sollen pünktlich fahren, und sie können pünktlich fahren, wenn sie nicht gerade unpünktlich fahren. Vorigen Freitag (erzählt Ziberkopf) reise ich nach Görlitz, und schon in Spremberg hat der Zug zehn Minuten Verspätung. Gut, denke ich, wollen wir nicht kleinlich sein. Dann fahre ich zurück nach Berlin, da sind's zwanzig Minuten, die wir zu spät ankommen, das fällt schon eher ins Gewicht, aber bitte, deswegen geht man noch lange nicht zu Fuß. Den Tag darauf steh ich auf dem Ostbahnhof und warte auf den Meridian-Express nach

Stralsund, der kommt sechzig Minuten nach seiner Zeit. Also schön, sag ich mir, hat's in Beograd vielleicht geschneit, da kommt so ein Zug schlecht voran. Aber abends wart ich in Neustrelitz auf den Rostocker Zug, der hat zwanzig Minuten Verspätung. Nanu, denk ich, hat es im Norden etwa auch geschneit? Es war aber in ganz Europa noch das schönste Herbstwetter...

Ziberkopf, sag ich zu meinem Freund, du hast schon Originelleres berichtet als Zugverspätungen; wohinaus geht's?

Paß mal auf, sagt Ziberkopf, ich denke, ich hab' rausgekriegt, was da los ist. Also die Eisenbahn, das ist mal sicher, könnte natürlich ganz pünktlich fahren, dafür hab ich Beweise. Hier zum Beispiel, im Kursbuch auf Seite drei: auf die Minute genau haben sie ausgerechnet, wie lange man auf den Bahnhöfen von einem Bahnsteig zum anderen braucht beim Umsteigen. Also rechnen sie doch mit exakter Abfahrt und Ankunft. Oder die schönen Plakate, die sie in die Bahnhöfe hängen: Bequem und pünktlich mit der Reichsbahn! Also können sie schon, wenn sie wollen. Aber sie wollen nicht. Und wenn du wissen willst, warum: die üben nämlich.

Sie üben?

Ja, sie üben Verspätung. Der Winter steht vor der Tür, das weiß ja jeder, und diese Einsicht hat auch vor dem Flügelrad nicht haltgemacht. Wenn die Bahnbeamten den Herbst hindurch noch ordentlich proben, wird es im Winter, wenn erst Schnee liegt, keine einzige Verspätung mehr geben, die improvisiert werden muß, alles ist genau eingeübt, der Reisende kann sich darauf verlassen, man geht dann nicht halb zehn auf den Bahnhof, wenn man weiß, der Zug geht mit pünktlicher Verspätung um elf ab...

Ziberkopf ist mein Freund, gewiß, aber im Interesse von ein

paar Millionen Eisenbahnfahrern würde ich verdammt gern sehen, wie ihn die Bahnbeamten ins Unrecht setzen.

R. C.

Hansen rückt Möbel

Herr Kurt Hansen hielt es für angebracht, einmal „die Möbel geradezurücken“ und klarzustellen, wer in der Bundesrepublik zu bestimmen hat. Es ging und geht um das kapitalistische „Maß aller Dinge“ — ums Geld, um die Wirtschaftspolitik, die Sozialpolitik, die Löhne, die Preise und den Profit.

Herr Kurt Hansen ist Generaldirektor des größten westdeutschen Chemiekonzerns, der Bayerwerke in Leverkusen, Nachfolgekonzern des Giftgaslieferanten für Auschwitz, der IG Farben. Und in dieser Eigenschaft sprach Herr Hansen Anfang Oktober „vor mehr als 1000 Führungskräften aus Wirtschaft, Verwaltung und Wissenschaft“ („Die Welt“). Seine Ankündigung an Arbeiterschaft, Gewerkschaft (und Bundesregierung): die Exportwirtschaft müsse es „sich überlegen, ob sie noch im Lande bleiben kann“.

Herr Karl Schiller darf in diesem Lande, der Bundesrepublik, sich Wirtschaftsminister, sogar Wirtschafts- und Finanzminister nennen. In diesem Lande dürfen erwachsene Bürger auch alle vier Jahre ein Parlament wählen, genannt „Deutscher Bundestag“. Dieses Parlament darf auch Beschlüsse fassen. Ja, man ist sogar so demokratisch, daß Arbeiter und Angestellte das Koalitionsrecht haben. Aber über den Ertrag dieser Arbeit, über die Mittel, die für die Finanz- und Wirtschaftspolitik der Regierung

zur Verfügung oder nicht zur Verfügung stehen — darüber entscheiden ein paar Dutzend Herren vom Schlage des Herrn Hansen. Diese paar Dutzend Herren können gar salbungsvoll über „Nationale Verpflichtung“ und auch über „Sozialpartnerschaft mit ihren Mitarbeitern“ aus dem Arbeiterstande reden. Aber wenn diese mal die ominöse „Sozialpartnerschaft“ auch nur ein Zipfelchen ernst nehmen wollen, droht man den „lieben Mitarbeitern“, daß „Fließbandarbeit“ zumal in Asien und Südamerika billiger und nicht weniger zuverlässig zu haben ist („Die Welt“, 5. Oktober 1971). Und die „lieben Mitarbeiter“ erfahren dann, daß Herr Hansen und seine Mitdiktatoren im Vorstand von Bayer Leverkusen bereits beschlossen haben, „während des nächsten Jahrfünfts nur noch 1.2 Millionen Mark im Inland aber schon 2.1 Millionen Mark im Ausland (zu) investieren“ (ebenda).

Natürlich ist die „nationale“ Presse des Herrn Springer nicht empört über Konzernherren, die ihr Geld ins Ausland schaffen und im Inland die Arbeitslosigkeit organisieren wollen, ganz im Gegenteil. „Die Welt“ widmet der Ankündigung des Herrn Hansen am 4. Oktober die Aufmachung der ersten Seite, und am 5. Oktober noch einmal einen zustimmenden Leitartikel „Der Warnschuß von Bayer“. Und wo Springer als Treiber fungiert, kann auch der Finanzberater Hitlers und Adenauers nicht fehlen; er müsse „mit aller Schärfe die Ausführungen Hansens unterstreichen“, erklärte Hermann J. Abs, Aufsichtsratsvorsitzender der Deutschen Bank AG.

Die Herren Hansen und Springer haben damit wieder einmal deutlich gemacht, was sie unter „sozial“, unter „national“ und unter „Demokratie“ und „Partnerschaft“ verstehen. In einem Springer-Leitartikel wurde dazu lakonisch vermerkt, daß die Arbeiter „in der feinmechanischen und optischen Industrie die ersten Opfer“ sein werden. Natürlich. Das ist in einer Demokratie à la Bonn geradezu selbstverständlich.

Emil Carlebach
(Frankfurt M.)

Beistand für einen Engel

Jeder Angeklagte muß einen Beistand haben. Heute will ich Fürsprecher für den stummen Taufengel in der Inselkirche zu Hiddensee sein. Kunstgeschichtlich läuft er unter der Rubrik: barocke Volkskunst und steht unter Denkmalschutz.

Als ich ihn das erstemal sah, war ich hellauf entsetzt, schön im herkömmlichen Sinn war er wahrhaftig nicht zu nennen. Damals sann ich heimlich darüber nach, wie ich ihm den Denkmalschutz entziehen könnte. So oft ich die Kirche betrat — ich bin Theologin und tue das von Berufs wegen häufig —, sah ich scheel zu ihm hinauf. Aber merkwürdig, je öfter ich das tat, um so milder wurde mein Sinn und mein Blick, nach fünf Jahren begann ich, ihn gernzuhaben. Ein Engel ist ja einer, der dem Menschen Gutes tut. Und wenn einer dem ändern etwas Gutes tut, ist das völlig unwichtig, wie schön er aussieht.

Die Kette, an der der Taufengel am Kirchengewölbe befestigt ist, mußte wegen des

Gleichgewichts am oberen und unteren Rücken befestigt werden. Den versteckten Vorwurf der Obszönität, sie sei lediglich am Hinterteil befestigt, muß ich zurückweisen, obwohl es dafür durchaus kunstgeschichtliche Vorbilder gäbe, zum Beispiel ist am Freiburger Münster ein Wasserspeier an diesem Körperteil befestigt.

Mir will scheinen, daß Herr Walther¹⁾ bei der Betrachtung des Taufengels ein wenig sonnengeblendet gewesen sein muß. Er schreibt, die Taufschale in den Händen dieses barocken Volkskunstengels sei in der Warnfarbe: schwarz/gelb gehalten. Sie ist blau, dafür kann ich einstehe. Aber der Irrtum ist zu entschuldigend, unsere Urlauber sind auf Hiddensee oft sehr sonnenselig, so daß eine leichte, vorübergehende Blendung durchaus vorkommen kann. Blau, tiefblau wie das Meer um Hiddensee, ist die Schale. Das Gelb sollte eigentlich Gold sein, weil aber unser ehrwürdiger Malermeister alles Blattgold für die Flügel verbrauchte, blieb nichts mehr übrig für die schmalen Streifen an der Taufschale. Also zugegeben: Schön im herkömmlichen Sinn ist der Engel nicht. Aber was sollte da oben so ein romantisch-kitschiger Beau? Da gibt es unten immer einmal einige Exemplare, und das reicht für den Alltagsbedarf. Laßt ihn, den Engel, ja unter Denkmalschutz — auf seine eigene Weise ist er schön —, und wer ihn komisch finden will, mag das tun.

Traute Arnold
(Kloster auf Hiddensee)

Richard der Große

Wie bedeutend Richard Nixon ist, wie sehr ihn die Mitwelt schätzt, wie sehr ihn einstmals die Nachwelt feiern wird — das konnte man kürzlich ganz genau erfahren. Ein amerikanischer Geschäftsmann gab nämlich bei seiner Ankunft in Sydney vor stauenden Presseleuten die folgende Erklärung ab: „Richard Nixon wird wahrscheinlich als einer der größten Präsidenten betrachtet werden, die die Vereinigten Staaten jemals gehabt haben. Wenn jedermann die Möglichkeit hätte, ihn persönlich kennenzulernen, dann hätte er auf der Stelle 85 Prozent bis 90 Prozent der Wählerschaft für sich.“

Wenn man das hört, muß man für den Geisteszustand dieses Geschäftsmannes fürchten, für sein Unternehmen nicht minder: bei derartig überhitzten Phantasien und unseriösen Spekulationen hätte die Firma mindestens schon dreimal Pleite machen müssen.

Einen mildernden Umstand gibt es allerdings, der nicht verschwiegen werden soll: der Monumentalstuß redende Geschäftsmann hört auf den Namen Francis Donald Nixon, er ist der ältere Bruder des Präsidenten.

Warum sich Francis Donald ausgerechnet in Sidney so mitteilungsfreudig zeigte, ist nicht bekannt; vermutlich fühlte er sich durch die große Entfernung zwischen Amerika und Australien und durch die Aussicht ermutigt, daß nur die wenigsten Australier Gelegenheit haben werden, den berühmten Bruder Richard persönlich kennenzulernen.

-k

¹⁾ Siehe Joachim Walther „Hochsaison“, Wb. 33/1971

Kohl

"Mit „Das war nur ein Moment“ legen Günther Fischer und Manfred Krug eine *Scheibe* vor, die zum Besten gezählt werden muß, was auf diesem Gebiet in unseren Studios produziert wurde und sich international nicht verstecken braucht."

1. Wer brauchen ohne „zu“ gebraucht, braucht „brauchen“ überhaupt nicht zu gebrauchen. Verdammte Scheibe!

2. Wie versteckt man sich international?

3. Handelte es sich nicht um eine Schallplatten-Kritik, so müßte ich hier den Glasermeister Tützpatz erwähnen, der uns vorgestern eine Scheibe vorgelegt hat, die zum Besten gezählt werden muß, was auf diesem Gebiet bei uns produziert wurde.

★

Mein Kollege Ernst Krause hat durch das Medium eines Lokalreporters „In Dresdens größtes Kino geschaut“ und Wundersames erblickt. Denn „nun hat der Innenausbau *das Wort*. Im Innern des Zylinders entfalten sich *mächtige Aktivitäten*. Auch der Eingangsvorbau *legt sich bereits um das Gebäude*."

Da möchte man sich glatt niederlegen, weil's einem den Atem verschlägt. Nämlich von

den Decken „*kriechen* mächtige Kanäle hinauf in den Zylinder“. Doch besteht kein Grund zur Furcht, denn „das Repräsentheater im Hintergrund *atmet intime Atmosphäre*“, was es offenbar der Klima-Anlage zu danken hat. „Der große Saal *grüßt* mit einem Wald von Gerüsten“, während wir grüßen, indem wir den Hut abnehmen, und zwar ahnungsvoll, weil „die mit den Luftabsaugöffnungen der Klimaanlage durchlöcherter Parkettschräge schon jetzt die guten Sichtverhältnisse *nach der Bühne ahnen läßt*“. So klingt unsere Erregung ab, und „während wir *befriedigt vom Bau klettern*, verstehen wir den Architekten“, der im Innern des Zylinders mächtige Aktivitäten entfaltet und den Eingangsvorbau um das Gebäude gelegt hat, so wie er auch die mächtigen Kanäle kriechen und den großen Saal mit einem Wald von Gerüsten grüßen ließ. „Das Kino wird sich der *Wertigkeit der Bauten an der Prager Straße anpassen*“, und wir können bloß hoffen, daß sich die Filme ihrerseits der Wertigkeit des Kinos anpassen, indem sie intime Atmosphäre atmen oder in den Zuschauern mächtige Aktivitäten entfalten beziehungsweise wenigstens die guten Sichtverhältnisse ahnen lassen. F. M.

Verlagsdirektor und Lizenzträger: Prof. Dr. Dr. Hermann Budzislowski

Chefredakteur: Peter Theek

Die Weltbühne

veröffentlicht unter der Lizenznummer 1263 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik

erscheint jeden Dienstag zum Einzelpreis von 50 Pfennig im Verlag der Weltbühne, v. Ossietzky & Co., 108 Berlin, Otto-Nuschke-Straße 10/11, Postfach-Nr. 1240, Telefon: 22 11 45 — Telegr.-Adresse: Weltbühne Berlin — Postscheck-Konto: Berlin 158 780 — Bank-Konto: Berliner Stadtkontor, 108 Berlin, Behrenstraße, Konto-Nr. 6651-14-592

Verwertung der Beiträge nur nach Zustimmung des Verlages der Weltbühne

Für nicht erbetene Manuskripte haften wir nicht!

Anzeigenverwaltung beim Verlag, Anzeigenannahme auch durch DEWAG Werbung

Zur Zeit gilt Anzeigen-Preisliste Nr. 1

(140) Druckerei Neues Deutschland, 1054 Berlin

Aus dem Inhalt der letzten Weltbühnenhefte

Nr. 37 E. Carlebach Wirtschaftswunder von heute
 Peter Theek Die von drüben
 Günther Cwojdrak Der schwarze Traum
 Hanns Schwarz Modewort Psychosomatik
 Burchard Brentjes Die neue arabische Föderation
 Richard Christ Vorarbeiten für ein Lexikon
 Heinz Knobloch Tucholskys Zensuren
 Walter Markov Religionskriege
 Jürgen Kuczynski In alten Schulbüchern geblättert
 Lothar Kusche Illusionisten
 Karl Böhm Gebremste „Schnelle Brüter“

Nr. 38 Burchard Brentjes Irans zwei Jubiläen
 Siegbert Kahn Krise des Kapitalismus
 Rhenanus (Bonn) Uneinige Union
 Gordon Schaffer (London) Irland heute
 Friedrich Karl Kaul Nürnberg schuf Völkerrecht
 Lothar Kusche Wozu Sprachpflege?
 Günther Cwojdrak Buchbarometer Leipzig
 Walter Großpietsch Sklavenmarkt in Istanbul
 Joachim Joesten Skandal ohne Ende

Nr. 39 Joachim Joesten Die wahren Halsabschneider
 Rhenanus (Bonn) Stierkämpfe in der CDU
 Hermann Budzislawski Hans Nathan
 Lothar Kusche Philipps philologische Probleme
 Peter Ahrens Der Goya-Film
 Gordon Schaffer (London) } John D. Bernal
 Käthe Boll-Dornberger }
 Pedro Fuentes Die bolivianische Tragödie
 Lothar Lang In London notiert
 Tankred Koch Unser Freund Prokop

Nr. 40 Peter Theek Vom Charakter der Wahlen
 Ulrich Makosch (Singapur) Moos auf Bunkern
 Siegbert Kahn Nürnbergs Fall Nr. 6
 Lothar Lang In London notiert (II)
 Stefan Doernberg In der Godesberger Stadthalle
 G. Cwojdrak Friederike Kempners Schatzkästlein
 K. Brandenburg Die Geschichte der „Schaubühne“
 Margrit Pittman (New York) Das Nixon-Spiel
 Helmut Kraatz Der unbequeme Virchow
 Lothar Kusche Mit Herz und Kopf
 B. Brentjes Junge Kunst aus einem alten Land

Absender:

Postkarte

Bitte senden Sie ein Probeheft an:

Name

Adresse

Verlag der Weltbühne**108 BERLIN**

Otto-Nuschke-Straße 10/11

Postfach-Nr. 1240

Bestellschein

Die stark umrandeten Felder werden von der Deutschen Post ausgefüllt

Empfangsstellennummer des PZV

Zustellbezirk

Einzahlbezirk

Ich bestelle hiermit ab _____ zur Zustellung
Abholung*____ Stück **Die Weltbühne** zu den Bezugsbedingungen
lt. Postzeitungsliste zum Abonnementspreis von 2,20 M

Bitte in Blockschrift ausfüllen: (für Monatsbezug)

Name, Vorname: _____

Anschrift: _____

(Postleitzahl, Wohnort)

Das Abonnementsgeld wird bar bezahlt*

(Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk)

ist abzubuchen vom Konto Nr. _____ beim _____

(Postscheckamt, Bank, u. a.)

* Nichtzutreffendes streichen

(Eigenhändige Unterschrift des Bestellers)

Bezieherkarte/
Kundenkarte
berichtigtAdreßplatte geprägt
Z 47 ausgefertigt

Bestellvermerk

Verteilkarte
berichtigt

Vermerke